

■ Rezensionen

Europa im Geflecht der Welt

Michael Borgolte, Julia Dücker, Marcel Müllerburg, Paul Predatsch, Bernd Schneidmüller (Hrsg.), Europa im Geflecht der Welt. Mittelalterliche Migrationen in globalen Bezügen (Europa im Mittelalter; Bd. 20), Berlin (Akademie Verlag) 2012, 283 S., 23 Abb., 79,80 €

122

In den letzten Jahren haben transkulturelle und globale Perspektiven in der Geschichtswissenschaft an Bedeutung gewonnen. Um das Mittelalter ging es dabei nur selten, und umgekehrt hat sich die Mediävistik bei der Rezeption dieser neuen Ansätze als vergleichsweise träge erwiesen. Der angezeigte Band zählt zu den nicht sonderlich zahlreichen deutschsprachigen Veröffentlichungen, die die Erkenntnisse der Transkulturalitätsforschung und der Globalgeschichte auf die mittelalterliche Geschichte anzuwenden versuchen. Es handelt sich um die Abschlusspublikation des DFG-Schwerpunktprogramms (SPP) 1173: »Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter«. Während im Zentrum der Arbeit des SPP noch Europa und der Mittelmeerraum gestanden hatten, soll der Blick mit diesem Band weiter und der Horizont ein globaler werden. Globalgeschichte meint hier aber nicht den Entwurf teleologischer, universalistischer Narrative, sondern einen Perspektivwechsel, der zur Überwindung des Euro- und Ethnozentrismus in der deutschen Geschichtswissenschaft beitragen soll. Dieses Unterfangen ist schon angesichts der hiesigen akademischen Strukturen kein leichtes, da sich die Geschichtswissenschaft hier traditionell mit Mittel- und Westeuropa beschäftigt, während das östliche Europa, Byzanz und außereuropäische Räume in separate Disziplinen ausgelagert sind und damit aus dem geschichtswissenschaftlichen Diskurs weitgehend herausfallen.

Der Band, der von einem gemeinsamen Vor- und Schlusswort Michael Borgoltes und Bernd Schneidmüllers, den Sprechern des SPP, eingerahmt wird und neben Aufsätzen von SPP-Mitarbeitern und -Mitarbeiterinnen auch Artikel von externen Wissenschaftler/innen verschiedener Disziplinen enthält, will transkulturelle Beziehungen und die daraus resultierenden Hybriditäten am Beispiel von Migrationen untersuchen. Diese hatte schon der Globalhistoriker Jerry Bentley – neben dem Fernhandel und den Expansionsbewegungen großer Reiche – als Hauptursache für transkulturelle Verflechtungen in antiker und mittelalterlicher Zeit ausgemacht, und Borgolte hat die Migrationsgeschichte jüngst in seinen Aufsätzen zur sogenannten Völkerwanderungszeit erprobt. Der Sammelband folgt im Wesentlichen der sozialwissenschaftlichen Definition von Migration als dauerhafte Verlagerung des Lebensmittelpunktes, nimmt aber ergänzend auch andere Formen von Grenzüberschreitung und Mobilität in den Blick. Diese sind oft nicht trennscharf von Migrationen im engeren Sinn zu unterscheiden und brachten ebenso transkulturelle Verflechtungen hervor, so die Reisen von Pilgern, Kaufleuten und Diplomaten oder die Wanderung von Namen, Konzepten, literarischen Stoffen und materiellen Objekten. Der gemeinsame Beitrag Stefan Burkhardts, Thomas Insleys, Margit Merschs, Ulrike Ritzerfelds, Stefan Schröders und Viola Skibas, der mit Blick auf Beispiele aus dem Mittelmeerraum dem Begriff der Migration und seines Nutzens für eine transkulturelle Mediävistik nachspürt, plädiert denn auch für die Erweiterung des Untersuchungsgegenstandes um andere Arten von Mobilität.

Migration und Mobilität werden in dem Band als allgegenwärtige Phänomene begriffen, als Normalfall in allen historischen Zeiten, und nicht als Abweichung von einer Norm der Sesshaftigkeit. Sie waren, so die Ausgangsüberlegung, stets Motor von Veränderungen und zogen transkulturelle Verflechtungen nach sich. Der Verflechtungs-

ansatz will das Zivilisationsparadigma – die Einteilung der Weltbevölkerung in Großkategorien (wie beispielsweise die deutsche Nation, das christliche Abendland, Europa, der Islam) überwinden, die Dichotomien, Reinheitsutopien und Essentialismen der eurozentrischen Historiographie hinterfragen und die von ihr konstruierten Zivilisationsgrenzen problematisieren. Kulturen werden daher nicht als homogene und unveränderliche, nach außen abgeschlossene Einheiten verstanden, sondern als wandelbar begriffen, als etwas, das ständig neu ausgehandelt und veränderten Situationen angepasst wird.

Der instruktive einführende Aufsatz Dirk Hoeders zur Theorie und Systematik der Migrationsgeschichte und David Simos abschließender Aufruf zu mehr global angelegten, vergleichenden Studien und neuen, postkolonialen Perspektiven auf die Migrationen und Verflechtungen des europäischen Mittelalters skizzieren diese Überlegungen, an die alle Beiträger anschließen. Gleichwohl nimmt ein Teil der Aufsätze verhältnismäßig feststehende Kulturen als Ausgangspunkte für die Untersuchung der aus Mobilität und Migration resultierenden transkulturellen Interaktionen und Hybridisierungen. Was sich hier zeigt, ist das Dilemma der Transkulturalitätsforschung: Sie muss die Untersuchungseinheiten, deren Verflechtung sie ergründen will, erst konstruieren.

An die Thema, Theorie und Begriff umreißen den Ausführungen schließen drei Aufsätze zur Völkerwanderungszeit und zum frühen Mittelalter an, was nicht verwundert angesichts der Forschungen der letzten Jahre und Jahrzehnte auf diesem Gebiet, die sich bereits eingehend mit Grenzüberschreitungen und Hybridisierungen beschäftigten. Auch das inter- und transdisziplinäre Arbeiten, das für die Globalgeschichte so zentral ist, wird bei der Erforschung der Transformationsprozesse zwischen Spätantike und Frühmittelalter seit Längerem praktiziert. So präsentieren die im Band versammelten Beiträge den

Ertrag verschiedener disziplinärer Zugänge, wenn etwa Patrick Geary in seinem Aufsatz zur Völkerwanderungszeit für eine Hinwendung zu naturwissenschaftlichen Methoden wie der Analyse alter DNA als Ergänzung zu geschichtswissenschaftlichen und archäologischen Studien plädiert und wenn Nicoletta Francovich Onesti auf namenkundlichem Weg sowie Rosamond McKitterick durch eine kulturhistorische Untersuchung von bisher kaum beachteten Glossarien aus der Karolingerzeit den Verflechtungsprozessen des Frühmittelalters nachspüren. Dass das inter- und transdisziplinäre Arbeiten auf dem Feld der Migrations- und Verflechtungsgeschichte sowohl unerlässlich ist als auch Konflikt- und Diskussionspotential birgt, setzt Manfred Eggert am Beispiel der Ausbreitung der Bantusprachen und ihrer Sprecher in Afrika und der von unterschiedlichen Disziplinen dafür entworfenen Wanderungsmodelle auseinander.

Es sollen hier nicht alle 16 Beiträge im Einzelnen besprochen werden, vielmehr will ich auf einige wiederkehrende Fragen und die Schnittmengen mit dem epochenübergreifenden globalhistorischen Diskurs eingehen: Eng verknüpft mit der Suche nach transkulturellen Verflechtungen ist die Frage nach der Selbst- und Fremdwahrnehmung mittelalterlicher Individuen und Gruppen. In vielen Beiträgen klingt an, dass kulturelle Identitäten im Mittelalter oft vorrangig religiös begründet waren und der religiöse Grenzübergang durch Konversion die Voraussetzung für eine gesellschaftliche Gleichbehandlung darstellte, wie David Jacobys mustergültige Untersuchung der Verflechtungen und Nicht-Verflechtungen im lateinischen Königreich von Jerusalem demonstriert. Auch Alexander Beihammers Studie zu diplomatischen Gesandten und anderen Grenzgängern im östlichen Mittelmeerraum und Hiroshi Takayamas vergleichende Migrationsgeschichte zu Sizilien und den japanischen Inseln erbringen dieses Ergebnis. Die schärfsten Grenzen, legen diese Studien nahe, verliefen dabei häufig

zwischen den Religionen (und nicht etwa zwischen den Konfessionen). Neben dem Glaubensbekenntnis, so legen der Beitrag Jacobys und Francovich Onestis Analyse des Personennamenmaterials der gotischen, vandalischen und langobardischen Nachfolgereiche des römischen Imperiums nahe, spielte auch das Geschlecht der Akteure eine große Rolle in Hinblick auf Möglichkeit und Wille zur transkulturellen Verflechtung. Dass auch die soziale und politische Position von zentraler Bedeutung war, arbeitet ferner Uwe Israels Studie zu spätmittelalterlichen italienischen Städten heraus, die das Postulat der *postcolonial studies*, transkulturelle Verflechtungen seien stets (auch) von Machthierarchien bestimmt, bestätigt. Binnendifferenzierungen innerhalb einer kulturellen Gruppe müssen bei Verflechtungsanalysen also ebenso mitgedacht werden wie ungleiche Rechte und asymmetrische Machtverhältnisse zwischen Vertretern verschiedener Gruppen.

Dass die Hybridisierung und das Überschreiten kultureller Grenzen selbst ihre Grenzen hatten, verdeutlichen die Studien Jacobys, Takayamas sowie Thomas Posers, Dagmar Schlüters und Julia Zimmermanns gemeinsame literaturwissenschaftliche Untersuchung irischer, lateinischer und deutscher Erzählungen des Hoch- und Spätmittelalters: Transkulturelle Verflechtungen gab es infolge von Migrationen immer und überall, aber anhaltende oder bewusst aufrechterhaltene (zumindest behauptete) Differenz zwischen verschiedenen Kommunitäten manchmal eben genauso. Das Bild des Nebeneinanders verschiedener, voneinander abgegrenzter Kulturen als Mosaik, das von Vertretern der Transkulturalitätsforschung wie Wolfgang Welsch als essentialistisch verworfen worden ist, scheint für mittelalterliche Zeiten und jeweils einzelne gesellschaftliche Bereiche wie Religion, Politik, Wirtschaft oder Recht (niemals alle zugleich!) mitunter also durchaus zu taugen.

Auch die von Sidney Mintz oder Shalini Randeria und Sebastian Conrad geäußerte Kritik an traditionellen Transferkonzepten – dass Beziehungen über kulturelle Grenzen hinweg nicht mit Begriffen wie »Einfluss« oder »Import« beschrieben werden könnten, sondern notwendigerweise immer reziprok seien – wird durch die Ergebnisse einiger Beiträge infrage gestellt: Jacoby, Onesti und Geary demonstrieren, dass kulturelle Marker, Praktiken und Konzepte zuweilen einseitig nur in eine Richtung migrierten.

Der Band führt überzeugend vor, dass die Mediävistik von globalgeschichtlichen Perspektiven profitieren kann, die neue, alternative Erzählungen von der Vergangenheit ermöglichen. Dabei ist das wichtigste Projekt einer mediävistischen Globalgeschichte vielleicht nicht einmal die Sichtbarmachung omnipräsenter Verflechtungen, sondern die Einsicht in die Historizität und Beschränktheit, die »Provinzialität« (Dipesh Chakrabarty), eurozentrischer Prämissen, Kategorien, Konzepte und Begriffe wie jene der Religion, der Identität und nicht zuletzt der Kultur, die wir aus Mangel an guten Alternativen nach wie vor gebrauchen, wie David Simo bemerkt. Für zukünftige mediävistische Untersuchungen wird es ertragreich sein, die Perspektiven und die Räume durch eine noch stärkere Einbeziehung von Vertretern anderer Disziplinen als der westeuropazentrierten Geschichtswissenschaft weiter zu pluralisieren. Zusätzliche Impulse für die Verflechtungsgeschichte versprechen Konzepte der Transdifferenz, die herausstellen, dass Grenzüberschreitungen situativ sind und kulturelle Differenz oft nur vorübergehend aufgehoben wird.

Kann nun die Globalgeschichte auch von der Mediävistik profitieren? Der Blick fällt mit dem Mittelalter (dies freilich selbst ein eurozentrischer Begriff mit eigener Geschichte) auf eine Zeit, die per se vor- und daher nicht-national war, in der Gesellschaften nicht in dem Maße herrschaftlich durchdrungen oder territorialisiert waren und Homogenisierungsutopien weniger Geltung

besaßen als in späteren Zeiten, was hinsichtlich der Überwindung des nationalen Paradigmas von Nutzen sein mag. Zudem relativiert eine als Globalgeschichte verstandene Mediävistik allzu simple Vorstellungen von mittelalterlichen und anderen sogenannten vormodernen Gesellschaften, die von etlichen Globalhistorikern als Gegenfolie zu modernen Zivilisationen und deren angeblicher Rationalität, Fortschrittstauglichkeit und Vorliebe für den Individualismus entworfen worden sind. Das Mittelalter war nicht kulturell homogen und statisch, nicht prinzipiell sesshaft und nicht zwingend archaisch. Mittelalterliche Globalgeschichte motiviert somit zur weiteren Überprüfung der am Beispiel westlicher Gesellschaften erarbeiteten, aber universalistisch gedachten Modernisierungstheorien.

Der gelungene Band *Europa im Geflecht der Welt* ist ein anregender Beitrag zum globalgeschichtlichen Diskurs und sollte ausreichend Argumente liefern, das Programm einer Verflechtungsgeschichte mit globalen Bezügen in der deutschsprachigen Mediävistik zukünftig verstärkt zu erproben.

UNDINE OTT (LEIPZIG/GÖTTINGEN)

■ Transkulturelle Verflechtung im mittelalterlichen Jahrtausend

Michael Borgolte, Matthias M. Tischler (Hrsg.), *Transkulturelle Verflechtung im mittelalterlichen Jahrtausend. Europa, Ostasien und Afrika, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2012, 271 S., 59,90 €*

Globalisierungsgeschichte, Verflechtungsgeschichte und *cross-cultural interaction* sind Forschungsperspektiven und Ansätze, die gemeinhin nicht mit dem Mittelalter in Verbindung gebracht werden. Mittelalterliche Gesellschaften werden gewöhnlich als statisch, immobil und deutlich voneinander abgetrennt wahrgenommen. Die vermeintlichen Gewissheiten, die ein solches Mittelalterbild hervorbringt, bestimmen bei-

spielsweise die aktuellen Debatten über den Beitritt der Türkei zur Europäischen Union oder über die These des früheren Bundespräsidenten Christian Wulff, dass der Islam zu Deutschland gehöre. Denn oftmals wird die Ausgrenzung des Islam mit einer »christlich-jüdischen Tradition« begründet, die Europa seit dem Mittelalter geprägt habe. Obwohl daher die Erforschung von interkulturellen Kontakten im Mittelalter von hoher Relevanz für den gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurs wäre, hat die deutsche Mediävistik bislang nur recht träge auf diese Herausforderung reagiert. Doch der von Michael Borgolte und Matthias M. Tischler herausgegebene Band zeigt nunmehr, welch faszinierendes und in vielen Bereichen völlig neues Panorama der mittelalterlichen Welt entstehen kann, wenn der Blick auf interkulturelle Kontakte gelegt wird.

Der Band kreist um die beiden Aspekte »Migration als transkulturelle Verflechtung« und »Passagen über Grenzen«, und er durchbricht die Fachgrenzen der traditionellen westeuropazentrischen Mediävistik, indem er Ostasien und Afrika einbezieht. Gleich im ersten Text präsentiert Marianne Bechhaus-Gerst den Nordsudan zwischen 500 und 1500 als einen »kosmopolitischen Raum«. Das dortige Königreich Makuria und seine Hauptstadt Dongola hätten sich durch mehrfach hybride Strukturen ausgezeichnet: Eine multi-ethnische Einwohnerschaft aus Nubiern, Beja, Griechen, Kopten und Arabern, heterogene religiöse Prägungen (überwiegend koptisch, aber stark beeinflusst von Byzanz, später auch durch den Islam), Vielsprachigkeit mit dem Griechischen, Koptischen sowie dem Arabischen als Verkehrssprachen. Bechhaus-Gerst zufolge führten unterschiedliche Migrationen, Begegnungen und Verflechtungen in Makuria zu einer »hochgradig hybriden Gesellschaft«, die einem stetigen Wandel unterworfen war.

Im zweiten Beitrag zeigt Angela Schottenhammer den globalen Wissensaustausch im Mittelalter. Im 13. und 14. Jahrhundert

wanderten zahlreich muslimische Ärzte freiwillig oder durch Gewalt erzwungen in das China der Yuan Dynastie. Es handelte sich dabei im Grunde um eine Binnenmigration innerhalb des mongolischen Weltreichs. Die muslimische Medizin hatte sich zunächst auf der Grundlage von griechischen, persischen, indischen und ägyptischen Einflüssen herausgebildet. Die Vertreter der *Huihui*-Medizin (*Hui* bedeutet Muslim oder muslimisch) prägten wiederum die Entwicklung der chinesischen Medizin im späten Mittelalter.

Die transkulturellen Verflechtungen Japans zwischen 500 und 1500 beleuchtet Klaus Vollmer. Er skizziert, wie die japanische Historiographie der letzten drei Jahrzehnte das lange vorherrschende Bild von der Insellage Japans und die daraus resultierende Vorstellung einer kulturell und ethnisch homogenen Gesellschaft dekonstruiert hat. Durch die Verlagerung des Fokus von der Agrargesellschaft hin zum Meer stellt sich Japan als ein geöffneter Archipel mit großen regionalen Differenzen dar, da die einzelnen Regionen sehr unterschiedliche Kontakte zum asiatischen Festland unterhielten. So war der nördliche Teil der Hauptinsel Honshû bis in das 16. Jahrhundert hinein »eine von transkultureller Verflechtung und Migration bestimmte Zone«.

Michael Borgolte führt mit seiner, wie er es nennt, »Pilotstudie« zum Langobardenreich aus migrationsgeschichtlicher Perspektive in das europäische Frühmittelalter. Er beschreibt die besondere Konstellation, die sich aus dem fast vollständigen Abzug der Langobarden aus dem Pannonischen Becken nach Norditalien ergab: Die Langobarden, die sich zwar selbst mit einer Vielzahl von kleineren Ethnien verbunden hatten, versuchten sich in Norditalien dem Assimilationsdruck der dort mehrheitlichen Romaner zu entziehen. Diese Strategie führte zu kulturellen Verflechtungen mit den nordalpinen Gebieten. Von dort und nicht von den Romanern aus wurden die Langobarden erfolgreich missioniert.

Borgolte kommt daher zu dem wichtigen Ergebnis, dass Migration nicht automatisch zu einer engmaschigen kulturellen Verflechtung mit der Bevölkerung der Zielgebiete und zu einer wechselseitigen Assimilation führen muss. Vielmehr kann eine Segregation zu völlig anderen Verflechtungen führen.

Ebenfalls in Italien ist die detailreiche Studie von Kordula Wolf angesiedelt. Sie befasst sich mit der muslimischen Migration auf das süditalienische Festland zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert und stellt diese in den Kontext der muslimischen Dschihad (*Ġihād*)-Tradition, der Vergrößerung des Glaubensgebietes durch militärische Gewalt. Wolf zufolge planten die Muslime von Sizilien aus, in Süditalien dauerhafte Herrschaften im Sinne des *Ġihād*-Konzepts zu errichten, allerdings auf lange Sicht ohne Erfolg. Ihrer Ansicht nach bestand zwischen Sizilien und dem Festland eine flexible *frontier*, die darauf ausgerichtet war, den *dār al-Islām* (das Gebiet des Glaubens) zu erweitern. Transkulturelle Verflechtungen zwischen Christen und Muslimen wie in Sizilien seien jedoch auch aufgrund der schlechten Quellenlage für Süditalien zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert nicht nachweisbar.

Benjamin Scheller fragt am Beispiel des Königreichs Sizilien im 12. und 13. Jahrhundert nicht nur nach Hybridisierungs-, sondern auch nach Dehybridisierungsprozessen. Nach der normannischen Eroberung hätten sich muslimische Einwanderung und kulturelle Verflechtungen zunächst fortgesetzt. Zugleich förderten die Normannen aber auch die Immigration von Christen, vor allem der sogenannten Lombarden aus Norditalien. Deren Neuansiedlung am Rand des muslimischen Siedlungsgebietes und wohl auch ökonomischer Druck führten vermehrt zu Konfrontationen zwischen beiden Gruppen. 1161 kam es erstmals zu christlichen Pogromen gegen Muslime. Die Folge war die Absonderung der beiden Gemeinschaften. Eine besondere Gruppe

stellten die sarazenischen Palasteunuchen dar. Ursprünglich Muslime, traten einige zum Christentum über oder wurden ihm zugeordnet. In den Quellen wird ihre religiöse Identität zumeist als uneindeutig beschrieben, so dass sie als *die* Exponenten der hybriden Kultur Siziliens gelten können. Im Zuge der Dehybridisierung gerieten sie deshalb in das Visier des christlichen Adels. Scheller vermutet einen Grund für das Umschlagen der »Hybriditätstoleranz« in eine »Hybriditätsintoleranz« im Charakter der monotheistischen Religionen: Uneindeutige und plurale religiöse Identitäten seien damit unvereinbar. Die genauen Bedingungen, unter denen eine solche »Hybriditätsintoleranz« entstand, müssten aber noch erforscht werden.

In ihrem Kommentar plädiert Gudrun Krämer für eine stärkere theoretische Fundierung des Hybriditätsbegriffs und der damit verbundenen Prozesse. Zudem warnt sie vor der Tendenz, die Phänomene Hybridität und Ambiguität zu idealisieren, denn den zeitgenössischen Gesellschaften habe eine Hybridisierung nicht unbedingt als wünschenswert gegolten. Man müsse deshalb immer auch nach den zeitgenössischen Wahrnehmungen dieser Prozesse sowie nach den Akteuren und ihren sozialen Orten fragen.

Der zweite Teil des Buches behandelt »Passagen über Grenzen«. Der Passagen-Begriff geht, wie Michael Borgolte und Matthias M. Tischler ausführen, auf Walter Benjamin zurück und bezeichnet einen Übergangsraum von gemeinhin als monolithisch und homogen definierten Größen wie Kultur und Religion. Das wichtigste Charakteristikum der Passagen sei ihre Richtungsoffenheit. Mithin zielen der Begriff auf die wechselseitigen Beziehungen ab.

Die drei Beiträge dieses Teils behandeln ganz unterschiedliche Formen von Passagen. Jenny Rahel Oesterle analysiert zwei Episoden von religiösen Auseinandersetzungen am Kairoer Kalifenhof im 10. Jahrhundert. Unter den Fatimiden, bei denen es sich um

ismailitische Schiiten gehandelt hat, konnten Christen und Juden unabhängig von ihrem Glauben Karriere machen. Interreligiöse Barrieren seien vor allem aus unterschiedlichen machtpolitischen Interessen einzelner Angehöriger der verschiedenen Glaubensrichtungen (Islam, Christentum, Judentum) entstanden. Die daraus hervorgegangenen Konflikte hätten sich dann mitunter auf die religiöse Sphäre verlagert.

Anschließend untersucht Daniel G. König die »transkulturelle Datenmigration« zwischen Europa und der arabisch-islamischen Welt. Er fragt nach den Informationen und Kenntnissen über Lateineuropa, wie sie sich in arabischen Quellen widerspiegeln, und kommt zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass die Informationen über das Gegenüber an Menge und Qualität desto mehr zunahmen, je größer die gegenseitigen Berührungspunkte waren. Zum Schluss thematisiert Frederek Musall »verborgene Passagen«: Er spürt möglichen Verbindungen zwischen den Werken des muslimischen Gelehrten Imām Abū āmid al- azālī (1058–1111) und dem jüdischen Gelehrten Rabbi Moses Maimonides (1138–1204) nach.

Die Beiträge sind durchweg überaus informativ und gut geschrieben. Zuweilen hätte man sich eine stärkere Einordnung der Einzelthemen in die übergeordnete Fragestellung gewünscht. Selbstverständlich können in einem solchen Band die Themen »Migration« und »Passagen« nur schlaglichtartig beleuchtet werden. Viele typische Verflechtungsregionen bleiben unberücksichtigt. Dennoch bietet das Buch exzellentes Anschauungsmaterial, wie moderne Fragestellungen für die Mediävistik fruchtbar gemacht werden können.

WOLFRAM VON SCHELIHA (LEIPZIG)

■ Stolen Women in Medieval England. Rape, Abduction and Adultery

Caroline Dunn, *Stolen Women in Medieval England. Rape, Abduction and Adultery, 1100–1500* (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought; Fourth Series, Nr. 87), Cambridge (Cambridge University Press) 2013, 272 S., 1 Abb., 8 Tabellen, 60 £

128

Caroline Dunn hat sich mit ihrer Arbeit zu Vergewaltigung, Entführung und Ehebruch im mittelalterlichen England in einen Themenbereich begeben, der Sensibilität verlangt. Die feministisch beeinflussten Forschungen einer Susan Brownmiller zu diesem Thema, stellten in den 1970er Jahren noch die Rolle der Frau als hilfloses Opfer einer männlich dominierten Gesellschaft in den Mittelpunkt. Roy Porter und Emma Hawkes haben diesen Ansatz wiederholt kritisiert, gerade weil er die Frau als handelndes Subjekt ignoriert. Im Zuge eines gestiegenen Interesses an Kriminalitätsgeschichte vor allem in England und Frankreich begann die Forschung, sich stärker mit den kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen von Verbrechen sowie Normsetzungen durch staatliche Institutionen zu beschäftigen. Insbesondere John Post und Henry Kelly beförderten in den späten 1970er und 1980er Jahren die Erforschung des rechtlichen Diskurses um den Themenkomplex Vergewaltigung. Caroline Dunn schließt an diese Forschungen an, indem sie zentrale Fragestellungen zu rechtlichen Regelungen bezüglich Entführungen und Vergewaltigungen in den Mittelpunkt rückt: Welcher Diskurs steht hinter den Gesetzgebungsprozessen, wie wurden die Gesetze in der Praxis angewendet und welche Möglichkeiten der Instrumentalisierung gab es für die Zeitgenossen? Bei Dunn treten Frauen als Opfer, aber auch als handelnde Subjekte in Erscheinung, welche den Vorwurf der Vergewaltigung als Druckmittel ausnutzen oder sogar ihre eigene Entführung inszenieren.

Auch die männlichen Täter und Beteiligten kommen zur Sprache.

Sowohl das Thema Entführung als auch Vergewaltigung wurden in den letzten Jahrzehnten bereits wiederholt untersucht. Bislang fehlte jedoch eine Studie, die das Phänomen über einen langen Zeitraum in den Blick nimmt und die Entwicklung der Rechtslage, die verwendete Terminologie und die Kontexte von Vergewaltigungs- und Entführungsfällen darstellt.

Für ihre Untersuchung zog Dunn eine Reihe von einschlägigen Quellenbeständen heran, teils aus Editionen, teils aus Originaldokumenten. 96 Prozent der von ihr untersuchten Fälle von Vergewaltigung, Entführung und Ehebruch stammen aus königlichen Gerichtsakten wie den *Patent Rolls*, *King's Bench Rolls* und *Gaol Delivery Rolls*. Insgesamt dienen ihr 1198 Fälle über den Zeitraum von 1100 bis 1500 als Quellengrundlage für ihre Studie.

Im Gegensatz zur älteren Forschung sieht Dunn dabei die Gerichtsquellen nicht als Belege tatsächlicher Ereignisse, sondern vielmehr als »constructed narratives«. Anklageschriften mussten bestimmten rechtlichen Konventionen in Wortwahl und Ausdruck folgen, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Diese Codierung in die entsprechenden Termini erfolgte zumeist durch geschulte juristische Personen und gab daher nur in seltenen Fällen den Wortlaut der Klägerinnen wieder (»The voice of the ravished woman remains largely unheard in these records [...]«). Dunn berücksichtigt diese Quellenproblematik, indem sie nicht versucht, das tatsächliche Geschehen in den Quellen zu rekonstruieren, sondern vielmehr den dahinterliegenden rechtlichen Diskurs und die näheren Umstände der Fälle aufarbeitet.

Die breite Untersuchung des verfügbaren Quellenmaterials erlaubt Dunn, nicht nur Schwankungen in der Häufigkeit von Klagen über Entführungen und Vergewaltigungen festzustellen, sondern auch den Wandel der verwendeten Termini. Allerdings liegt das Material nicht im gleichen Umfang

für die gesamte Untersuchungsdauer vor, weshalb sie auf umfangreiche statistische Auswertungen verzichtet. Vereinzelt geben Tabellen einen Überblick über die Häufigkeit von Begriffen und kategorisierten Fällen.

Dunn gliedert ihre Arbeit in sechs Kapitel, die jeweils mit einer kurzen Zusammenfassung enden. Zwei Appendizes beinhalten die zentralen Rechtstexte und eine Liste der verwendeten Originalquellen. Im ersten Kapitel beschäftigt sich Dunn mit der Terminologie der lateinischen Rechtsbegriffe *raptus* und *abducere*. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass diese Begriffe bis zum 14. Jahrhundert synonym für sowohl Entführung als auch Vergewaltigung verwendet wurden. Die ältere Forschung habe zu oft Entführung mit Vergewaltigung gleichgesetzt. Das folgende Kapitel umfasst eine Analyse zur Entwicklung der Rechtslage. Schon in der früheren Forschung wurde dargestellt, dass auf Vergewaltigung im hoch- und spätmittelalterlichen England zwar die Todesstrafe stand, diese aber nur äußerst selten vollstreckt wurde. Dunn argumentiert hier dagegen, von einem Versagen des Rechtssystems zu sprechen. Vielmehr sei anzunehmen, dass die Vergewaltigungsklage nicht angestrebt wurde, um die Hinrichtung des Täters zu erwirken, sondern als ein Druckmittel verwendet wurde, um eine außergerichtliche (oft finanzielle) Lösung erzwingen zu können.

Die folgenden drei Kapitel beschäftigen sich nicht nur mit der Rechtsentwicklung bezüglich Entführungen, sondern auch mit dem Prozess der Ausnutzung und Aneignung dieser Regelungen durch vermeintliche Opfer. Dunn macht deutlich, dass die rechtlichen Verschärfungen im 13. und 14. Jahrhundert auf die Sicherung des Erbrechtes abzielten und dafür eine Schwächung der Rechtsposition von Entführungsoptionen in Kauf nahmen. Frauen traten jedoch nicht nur als Opfer in Erscheinung, sondern inszenierten vereinzelt ihre eigenen Entführungen durch ihren Geliebten oder ihre Ver-

wandtschaft, um sich aus unliebsamen Ehen und Verlobungen zu befreien. Hinter freiwilligen Entführungen stand jedoch nicht immer der heimliche Geliebte, sondern auch rechtlich legitime Gründe, wie häusliche Gewalt, wiederholter Ehebruch des Ehemannes oder dessen Unfähigkeit, seine Frau materiell zu versorgen. Viele Klagen von verlassenem Ehemännern hingegen dienten dazu, die Abwesenheit ihrer Frau öffentlich zu machen. Sie lösten sich damit nicht nur von ihrer finanziellen und rechtlichen Haftung für ihre entlaufene Ehefrau, sondern erklärten auch ihre Enterbung. Im letzten Kapitel beschreibt Dunn schließlich Fälle, bei denen die Frau bei Konflikten nur noch als Mittel zum Zweck diente. Frauen konnten entführt und von den Tätern als Druckmittel gegen Ehemänner oder Verwandte eingesetzt werden, um Zugeständnisse in einem Rechtsstreit oder den Erlass offener Schulden zu erzwingen. Klagen von Vergewaltigungen oder Entführungen wurden trotz harter Strafen auch frei erfunden und als Druckmittel in bestehenden Auseinandersetzungen verwendet.

Vereinzelt greift Dunn in ihrer Studie auch auf literarische Texte zurück, um den Gerichtsakten eine andere Textgattung gegenüberzustellen. Diese Ausblicke bleiben episodenhaft, verzichten auf eine tiefere Analyse und dienen so lediglich zur Ergänzung der vorgestellten Ergebnisse. Für literaturwissenschaftlich interessierte LeserInnen mag dies als verschenktes Potenzial erscheinen, das Buch interdisziplinär zu öffnen. Wie Dunn in ihrer Einleitung klarstellt, hat sie sich aber ganz bewusst dafür entschieden, den Fokus auf »reale« Gerichtsfälle zu beschränken, was sich positiv in Kürze und Struktur des Buches niederschlägt. Themenbereiche wie Sexualität und Kirche werden lediglich gezielt und nur im Rahmen der Fragestellung eingebracht, was Anknüpfungspunkte für andere Arbeiten und weitere Forschungen bietet.

Dunns Arbeit zeichnet sich durch einen kritischen Umgang mit der komple-

zen Quellengattung der mittelalterlichen Gerichtsakten aus, die uns häufig nur wenige belastbare Informationen zu einem Fall liefern. Sie konzentriert sich dementsprechend auf die Handlungsoptionen von Opfern und Tätern und verweist auf den dahinterliegenden Rechtsdiskurs, anstatt zu versuchen, das tatsächliche Geschehen im Detail zu rekonstruieren. Dass dabei einige interessante Aspekte wie rechtlich legitime Vergewaltigungen im Krieg unbeachtet bleiben, ist nicht nur der Quellengattung, sondern auch ihrem gezielten Fokus geschuldet. Dem positiven Gesamteindruck des Buches tut dies keinen Abbruch.

MATHIS PRANGE (GIESSEN)

■ Materielle Grundlagen der Diplomatie

Mark Häberlein, Christof Jeggle (Hrsg.), Materielle Grundlagen der Diplomatie. Schenken, Sammeln und Verhandeln in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Irseer Schriften. Studien zur Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte; N. F., 9), Konstanz/München (UVK Verlagsgesellschaft) 2013, 294 S., 28 Abb., 39,00 €

In der vormodernen Diplomatie war die Übermittlung von Gaben und Luxusgütern eine Staatsangelegenheit. Wie der Gütertransfer praktiziert wurde, wer in den komplexen Vorgängen des Gebens und Nehmens involviert war und was getauscht wurde, zeigen die Beiträge des vorliegenden Tagungsbandes, der das Schenken, Sammeln und Verhandeln in Spätmittelalter und Früher Neuzeit näher beleuchtet.

Materielle Grundlagen der Diplomatie handelt nicht von der Ausstattung von Gesandtschaften und deren Kosten, wie der Haupttitel vermuten lassen könnte. Vielmehr legt der Sammelband ein Augenmerk auf den Gütertausch im Rahmen politischer Kommunikation und versteht sich damit als Beitrag zur »Neuen Diplomatiegeschichte«, die jüngst vermehrt die Materialkultur der

internationalen Politik untersucht. Dem Geschenkwesen als Medium zwischenhöfischer Repräsentation ist bereits große Aufmerksamkeit zuteil geworden. Auch die hier besprochenen Aufsätze deuten den Tausch von Gütern als politisch-symbolische Handlung. Im Sinne der Herausgeber diskutieren die Autoren das als freiwillig und informell inszenierte Geben sowie das Sammeln von Luxus- und Kunstgegenständen jedoch mit Blick auf deren wirtschaftlichen und materiellen Voraussetzungen.

Der geografische Fokus liegt auf Europa, wobei die Aufnahme eines Beitrags zur Geschenkpraxis zwischen den Kolonisten und Indianern Nordamerikas die LeserInnen dazu auffordert, auch außereuropäische Praktiken zu berücksichtigen.

Geschenk und Geld stehen gemeinhin für zwei klar voneinander abgegrenzte Bereiche: einerseits für einen rituellen Tausch, der nach bestimmten sozio-kulturellen Normen ausgehandelt wird, andererseits für die dem Kosten-Nutzen-Prinzip verpflichtete Zweckrationalität des Marktes und seiner Institutionen. Nun wendet sich der vorliegende Tagungsband nicht etwa von dem relativ gut erforschten symbolisch-kommunikativen Aspekt des Geschenkverkehrs ab, um lediglich dessen vernachlässigten wirtschaftshistorischen Hintergrund zu beleuchten. Dem Sammelband gelingt es, über die Betrachtung der Materialität neue Einsichten in die Forschung zu gewinnen, indem er die Trennung von Gabe und Geschäft überwindet und die Wechselwirkungen zwischen symbolischem und ökonomischem Handeln, zwischen ritueller Botschaft und Materialität des Objekts, zwischen Diplomatie und Wirtschaft auf den Ebenen der Praktiken, der Akteure und der Objekte herausarbeitet.

Die Herausgeber haben die elf Aufsätze dementsprechend in drei Kapiteln angeordnet. Eine ausführliche Einleitung und der ähnliche Aufbau der Beiträge verleiht dem Band thematische und strukturelle Kohärenz, wobei er gleichzeitig von der Diversität

der Ansätze, welche mal mehr, mal weniger explizit gemacht werden, profitiert.

Die Beiträge zu den Praktiken des Gütertauschs zeigen, dass sich die Bedeutungen und Funktionen der Objekte erst im konstitutiven Wechselspiel zwischen symbolischer Botschaft und materiellem Wert ergaben. Am deutlichsten wird dies in dem Auftaktbeitrag von Ulf Christian Ewert und Jan Hirschbiegel. Anhand von Rechnungsbeständen untersuchen die Autoren den Geschenkverkehr in den französischen Außenbeziehungen um 1400, insbesondere mit England, und weisen in einer spieltheoretischen Analyse nach, dass sich die Funktion des Tausches wertvoller Güter zur Stabilisierung politischer Beziehungen nicht allein aus dem höfischen Normengerüst und repräsentativer Prunkdarstellung ableitete, sondern dass Luxusgegenstände gerade auch im ökonomischen Kalkül der Schenkenden und Beschenkten diplomatische Wirksamkeit entfalteten. Im Anschluss begibt sich Michael Jucker auf Spurensuche nach dem Verbleib eines Goldtäfelchens, eines Diamanten und eines Gebetbuchs, welche den Schweizer Eidgenossen als Teil des Burgunderschatzes in der Schlacht bei Grandson (1476) in die Hände fielen. Jucker zeigt, welche ökonomische und symbolische Umwertung Güter erfuhren, nachdem sie ihre ursprüngliche Bedeutung durch Raub und Plünderung eingebüßt hatten und infolgedessen als Beutestücke zirkulierten. Im folgenden Beitrag widmet sich Harriet Rudolph der Schenkpraxis bei Kaisereinzügen zwischen 1400 und 1650 und verdeutlicht, inwieweit eine fein abgestimmte materielle Wertvarianz der Gaben die Rangverhältnisse in der Kommunikation zwischen Kaiser (und seinem Gefolge) sowie den Reichsstädten bzw. Reichsfürsten austarierte. Evelyn Korsch untersucht den Aufenthalt Heinrichs III. in Venedig (1574) während seiner Reise von Krakau nach Paris. Die Inszenierung seines Wandels von einem polnischen Wahlkönig zu dem von Gott legitimierten Herrscher Frankreichs

erfolgte durch die Darstellung des königlichen Privilegs der Ehrdistribution wie das Ritterschlagen oder die Verteilung großzügiger Gaben. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Erörterungen des materiellen Gegenwerts der Geschenke, da dieser den zeitgenössischen Prestigeerwartungen entsprechen musste.

Um die Fiktion von Informalität und Freiwilligkeit beim Gütertausch zu bewahren, bedurfte das Geschenkwesen eines impliziten Regelwerks, das sich von den institutionalisierten Mechanismen des ökonomischen Markts unterschied. Die Fürsten waren auf geschickte Vermittler angewiesen, welche die Übertragung von Objekten aus dem ökonomischen Markt in die Sphäre der höfischen Repräsentation organisieren konnten. Der zweite Teil des Sammelbands fragt deshalb nach den Personengruppen, die in die Zirkulation von Gaben und Luxuswaren involviert waren. Zwar folgte das Geschenkwesen den strengen Normen der höfischen Gesellschaft, doch nicht immer ließ sich das Schenken ohne ein gewieftes Umgehen von Tabus und Regeln realisieren. Susanne Kubersky-Piredda und Salvador Pons legen dar, wie Philipp II. von Spanien einen kleinstwüchsigen Hofnarren mit der Akquise von bestimmten Gütern beauftragte, da dieser außerhalb des höfischen Normensystems stand, aber gleichzeitig mit den Regeln des Hoflebens sehr vertraut war. So wurde ein »Zwerg-Agent«, Gonzalo de Liaño, nach Italien geschickt, um dortige Machthaber auf die Übersendung von Kunstgegenständen als diplomatische Geschenke festzulegen, zumal der spanische König selbst keine expliziten Erwartungen zu Geschenken äußern durfte. Ein wiederkehrendes Thema in diesem Kapitel ist die Doppelrolle von Diplomaten als politische Vertreter ihrer Souveräne und als Unterhändler von Luxusartikeln. Die zentrale Rolle Frankreichs in Mode, Luxus und Kunst zeigt sich dabei gleich in mehreren Aufsätzen. Corinne Thépaut-Cabasset rekonstruiert unter anderem anhand der Korrespondenz des bayrischen

Gesandten in Paris die Auftragsvergabe, die Zollabwicklung, den Versand und die Kontrolle der Waren sowie die Rechnungsführung bei der Beschaffung von Kleidern für den bayrischen Kurfürsten am Ende des 17. Jahrhunderts. Martin Pozsgai zeigt am Beispiel des schwedischen Königs und des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, inwieweit Fürstenhöfe den Transfer von Hofkultur in Form von Technologien, Architektur und Luxuswaren je nach Größe und Wirtschaftskraft sowie das Engagement ihrer Gesandten auf unterschiedliche Weise organisierten. Christina Koch schließt dieses Kapitel mit einer Studie zur Brühlschen Sammlung in Dresden. Koch zeichnet nach, wie eng die Gesandten mit Künstlern an verschiedenen europäischen Höfen zusammenarbeiteten, um den Geschmack ihres Auftragsgebers zu treffen, und wie der Aufbau der Sammlung sowie deren Verkauf an die russische Zarin Katharina II. erst durch ein dichtes Netzwerk von Diplomaten ermöglicht wurde.

Die Bedeutung und Funktion des Gütertransfers ergab sich nicht zuletzt auch aus der Qualität und der Herkunft der Objekte. So widmet sich das letzte Kapitel der Frage, welche Rolle die Objekte selbst hinsichtlich ihres materiellen Werts, ihrer künstlerischen Gestaltung sowie ihrer symbolischen Aussagekraft spielten. Johanna Beate Lohff untersucht italienische Malereien auf hochwertigem Steinmaterial. Die Malereien boten eine willkommene Flexibilität in der Bedeutungszuweisung als Luxusgut oder Kunstgegenstand. Das Geschenk konnte somit auf der Ebene des Objekts sehr fein auf die Interessen des Adressaten abgestimmt werden. Zu den beliebtesten diplomatischen Geschenken gehörten Pferde. Pferde besaßen aufgrund ihrer oft exotischen Herkunft enorme Exklusivität und waren ein unersetzliches Statussymbol bei zeremoniellen Anlässen. Magdalena Bayreuther gibt hierzu Einblicke in die frühneuzeitliche Pferdehaltung, die Reitkultur, den Handel und das Verschenken der Tiere.

Die Vielschichtigkeit des Geschenkwesens in der interkulturellen Kommunikation beleuchtet abschließend Ulrike Kirchberger in ihrem Beitrag zur indianisch-europäischen Diplomatie im 18. Jahrhundert. Kirchberger kommt zu dem Schluss, dass die Pflege von diplomatischen Beziehungen durch den Tausch von Objekten, z. B. von Wampum (Bänder aus Muschelperlen), als offizielle Bestätigung von Verhandlungsergebnissen einen Adaptionsprozess auf Seiten der Europäer in Gang setzte, der sprachliche Hürden überwinden half und so die Annäherung zwischen Kolonisten und Indianern ermöglichte. Der Anpassungsprozess war jedoch nicht frei von Missverständnissen, vor allem weil die Bedeutung der Objekte in Bezug auf die lokalen Machtverhältnisse offen blieb und von den Teilnehmern gegensätzlich gedeutet werden konnte.

Materielle Grundlagen der Diplomatie entwirft ein breites Panorama der Materialkultur in den frühneuzeitlichen internationalen Beziehungen. Die Aufsätze argumentieren sehr quellennah und bieten einen umfangreichen Fundus an detailliert erörterten Beispielen, auf welche die Forschung zukünftig zurückgreifen kann. Dabei erinnert der Band in aufschlussreicher Weise daran, dass Symbolträger auch immer einen materiellen Wert hatten, dass sie nach rationalen Erwägungen erworben (mitunter auch geraubt), in Auftrag gegeben, verhandelt und transportiert werden mussten, bevor ihnen im nichtökonomischen Bereich höfischer Repräsentation politische Bedeutungen zugeschrieben werden konnten.

JAN HENNINGS (OXFORD)

■ Lebendige Phantome. Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830

Schlumbohm, Jürgen, Lebendige Phantome. Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830, Göttingen (Wallstein) 2012, 574 S., 39 Abb., 34,90 €

Das Titelbild dieses umfangreichen Werkes gibt bereits Einblick in das Hauptanliegen des Autors: Im Hintergrund ist der Stich einer jungen Frau in Göttingen Anfang des 19. Jahrhunderts abgebildet, die ihrem Dienstherrn das Essen aus dem Gasthof bringt. Eine solche »Aufwärterin« war oft sexuellen Übergriffen ausgesetzt und fand dann als Schwangere keine andere Bleibe zur Geburt als die Entbindungslehranstalt. Im Vordergrund des Titelbildes ist das Foto von einer Frühgeburt snachbildung platziert mit Nabelschnur, Plazenta und Uterus, sehr säuberlich und detailgetreu gearbeitet, aus der Werkstatt der berühmten französischen Hebamme Angélique Marguerite le Boursier du Coudray (1712–1789). Über Jahrzehnte reiste sie von Ort zu Ort und gab Kurse für Hebammen und Wundärzte in ganz Frankreich. Für die praktischen Demonstrationen nutzte sie diese geburtshilflichen Phantome, welches aus einem knöchernen Becken einer Verstorbenen bestand, mit Stoff überzogen und mit den für den Unterricht notwendigen Details wie Ansatz der Oberschenkel und Struktur der inneren Organe versehen wurde (ausgestellt im Musée Flaubert, Rouen, Frankreich). Der Weg vom Alltag einer ledigen Dienstmagd über eine mögliche Schwangerschaft in einer mit allein stehenden Männern bevölkerten Universitätsstadt bis hin zum Aufenthalt in der Gebäranstalt und einer potentiellen letzten »Ruhe« als Unterrichtsmaterial für angehende Geburtshelfer und Hebammen wird damit hervorragend angedeutet und gleichzeitig das Hauptanliegen des Buches verdeutlicht: Als Historiker rückt Jürgen Schlumbohm alle Akteure der Göttinger Entbindungs-

lehranstalt nacheinander ins Schlaglicht der Betrachtung: nicht nur Friedrich Benjamin Osiander (1787–1855), welcher 1792 die Leitung der Anstalt übernahm, sondern auch alle Angestellten (von der Institutshebamme bis zum Verwalter), alle Lernenden (angehende Hebammen und Geburtshelfer) und alle, an denen gelernt wurde (Schwangere, Gebärende, Wöchnerinnen). Der Autor untersucht ihr jeweiliges Agieren, welches die Komplexität der Anstalt ausmacht: Vom Lehrer, der möglichst viele Zangenentbindungen zu Ausbildungszwecken durchführen bis hin zur Gebärenden, die möglichst wenig den Augen, Ohren und Händen der Untersuchenden ausgesetzt sein wollte. Schlumbohm versteht es, die Inhalte meisterhaft zu komponieren und dem sensiblen Thema entsprechend darzustellen: Das Gebären in einer Anstalt, in der die Geburt und alle daran Beteiligten in jeder Hinsicht zur Ausbildung von Geburtshelfern ausgenutzt wurden.

Er diskutiert seine (medizin)historische Methode nicht direkt, da das Werk ein breites Publikum ansprechen soll. Sie wird aber unter anderem in der Auswahl der Geschichten, die er aus den unterschiedlichen Quellengattungen erarbeitet und nebeneinander stellt, deutlich. Auf der einen Seite präsentiert er die Vorgänge in der Praxis, die er aus den Geburtsjournalen des Leiters der Göttinger Entbindungslehranstalt Friedrich Benjamin Osiander rekonstruiert. Dem entgegen stellt Schlumbohm auf der anderen Seite das von Osiander Publiizierte zum selbem Sachverhalt. Die offensichtlichen Widersprüche sprechen für sich, eine individuelle Methode, die am ehesten Übereinstimmungen mit der »dichten Beschreibung« nach Clifford Geertz aufweist. Der überbordneten Hinterlassenschaft (dem »wohlgeordneten Kosmos«) von Osiander ist es anzulasten, dass der Geburtshelfer immer wieder – entgegen der angekündigten Blickrichtung des Buches auf die »lebendigen Phantome« und »ein Entbindungshospital und seine Patientinnen« – in den

133

Fokus des Werkes rückt. Ob dadurch dem Geltungsinteresse Osianders zu viel Respekt gezollt wird oder dieser Geburtshelfer seinen verdienten Platz in der Geschichte der Geburtshilfe erhält, vermag ich (noch) nicht zu beurteilen. Allerdings kann Osiander mit 60 Hörern im Jahr, die seine Lehrveranstaltungen besucht haben, als bereits damals bekannter Professor für Geburtshilfe gelten. Jede verfügbare Quelle (ob Statistik, Brief, Bescheinigung oder Grabinschrift) lotet Schlumbohm auch daraufhin aus, welche Informationen sie zu den Ansichten der Hebammen (wie der Göttinger Anstaltshebamme Frau Herrenkind) und den Gebärenden preisgibt. Damit wird die Göttinger Gebäranstalt als lebendige Institution mit einem Eigenleben dargestellt, welche nicht immer den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen Osianders folgte. Schlumbohms Text ist unübertroffen detailliert und damit ein wichtiger Fundus an konkreten Informationen. So wird dezidiert berechnet, wie viele (bzw. wenige) Geburten die vielen Hörer und die wenigen Hebammenschülerinnen während ihres Göttinger Aufenthalts erleben konnten, und damit indirekt gefragt, inwieweit diese Art von Ausbildung auf die Praxis vorbereitete. Es gibt nur wenige Publikationen, welche solch tiefe und facettenreiche Einblicke bieten, und dies in einer fesselnden, ungekünstelten und gleichzeitig intensiven und anschaulichen Schreibweise. Jedes der zehn Kapitel ist in sich verständlich – daher muss das Lesen des gesamten Buches nicht in einem Stück erfolgen. Einzelne der bereits von Schlumbohm publizierten Inhalte tauchen in diesem Gesamtwerk wieder auf und werden (erneut) in einen größeren Kontext eingeordnet.

Genaue Betrachtung verdient, wie Schlumbohm – vergleichbar mit Osianders Herangehensweise vor 200 Jahren – die Statistik bemüht, um Erkenntnisse zu gewinnen und Zusammenhänge darzustellen. Osiander hat ein Aufzeichnungsschema für jeden Geburtsfall entworfen und die

Erfolge der Anstalt bei etwa 80 Entbindungen jährlich systematisch (mit ersten Techniken der deskriptiven Statistik) aufgezeigt. Schlumbohm verwendet Methoden der Epidemiologie und kommt zu dem Ergebnis, dass hier nicht von »Erfolg« gesprochen werden kann. Allerdings räumt er ein, dass das »Risiko« für ein untergewichtiges Kind dadurch gemindert wurde, dass sich die werdende Mutter bei einem längeren Aufenthalt vergleichsweise gut ernähren und ausruhen konnte. Deshalb schätzt Schlumbohm die Aufenthaltsbedingungen als Ursache eines relativ guten Ergebnisses ein. Allerdings handelt es sich hier lediglich um eine Assoziation zwischen zwei Parametern. Daher geht diese Auslegung meines Erachtens zu weit. Dagegen ist Schlumbohms dichte Beschreibung der Schwangeren M. E. Stein, die an einer Geschlechtskrankheit litt, spannend zu lesen und richtungsweisend. Die Geschichte zeigt, wie ein Fall auf der Verwaltungsebene Debatten über Verordnungen auslösen kann und eine einzelne Person durchaus Vorteile aus Institutionen ziehen kann, die sich auf einer übergeordneten Ebene über Zuständigkeiten und Anerkennung streiten. Durch die Einquartierung dieser obdachlosen Schwangeren innerhalb der Stadtmauern, hatte die Stadtverwaltung die Verantwortung für diese Frau übernommen. Jedoch weigerten sich die städtischen Hebammen geschlossen, ihr Hilfe zu leisten und damit sich und ihrer Privatpraxis Gefahren auszusetzen. Osiander durfte keine »venerischen« Frauen aufnehmen und nutzte die Gelegenheit, das Problem nochmals mit den vorgesetzten Behörden zu erörtern. Gleichzeitig organisierte er eine Hebammenschülerin und einen angehenden Geburtshelfer, um diese Frau außerhalb der Anstalt zu betreuen, denn er gönnte diesen Fall nicht dem Leiter des universitären Krankenhauses. Doch wurde die Frau recht zügig im allgemeinen Krankenhaus eingewiesen, dessen Leiter sich eine gute Ausbildungsgelegenheit für seine Studenten versprach. Zu dieser Demonstration kam es jedoch nicht,

da Frau Stein so schnell gebär, dass die aus der Vorlesung herbeieilenden Studenten und der Professor nur noch die Abnabelung übernehmen konnten. Die Krankenwärterin weigerte sich auf Grund der Ansteckungsgefahr, ein Student durchschneidet schließlich die Nabelschnur. Es ist dem Autor anzumerken, wie schwer es ihm fällt, für keine der beteiligten Personen Partei zu ergreifen, aber die detailreiche und rücksichtsvolle Darstellung gelingt.

Ganz vereinzelt lässt ein Ausdruck wie »einfache Hebammen« aufhorchen und nach seiner Bedeutung fragen. Grundsätzlich aber ist der Umgang mit allen an dem Geschehen Beteiligten bzw. mit den Archivalien, die ihnen eine Stimme verleihen oder verweigern, sehr ansprechend und vielschichtig.

Der Autor bemüht sich in einem bisher nicht bekannten Maße darum zu klären, welche Vor- und Nachteile diese Art Lehranstalt mit angeschlossener Entbindungsabteilung hatte – insbesondere in den Augen der Gebärenden. Doch lässt das Buch auch Fragen entstehen, die unbeantwortet bleiben: Durch welche Schulung oder Überzeugung konnte ein Mann einen Weg beschreiten, wie ihn Osiander gegangen ist? Wie konnte sich der gebürtige Schwabe mit den niederdeutsch sprechenden Hebammen und Schwangeren verständigen?

Das Werk endet etwas abrupt nach 475 Seiten. Hier hätte eine Art Epilog oder eine Zusammenschau wie nach den übrigen Kapiteln gut getan.

Das Buch empfiehlt sich für alle, die einen tiefen Einblick in die Geschichte der Entbindungslehranstalt bekommen möchten – und ist seinen erschwinglichen Preis mehr als wert.

CHRISTINE LOYTVED (LÜBECK)

■ Vampirglaube und magia posthuma im Diskurs der Habsburgermonarchie

Christoph Augustynowicz, Ursula Reber (Hrsg.), Vampirglaube und magia posthuma im Diskurs der Habsburgermonarchie (Austria: Forschung und Wissenschaft Geschichte; Bd. 6), Wien (LIT-Verlag) 2011, 283 S., 8 Abb., 20,50 €

In den vergangenen Jahren wandten sich Kultur- und Geschichtswissenschaften der Erforschung des Vampirglaubens zu, mit dem expliziten Anspruch, das in der europäisch-amerikanischen Alltagskultur stark präsente Phänomen der Blutsauger in seinem historischen Kontext zu beleuchten. Der vorliegende Sammelband konzentriert sich auf das Vampirismusphänomen in einem ostmitteleuropäischen Imperium zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert. Die Beiträge der Publikation, die aus einer Tagung am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien im Juli 2009 hervorging, untersuchen diskursive Strategien am Schnittpunkt von wissenschaftlicher Rationalität und mythologischen Deutungen sowie deren räumlichen Transfer. In einigen Beiträgen sind Bezüge zu einer postkolonialen Lesart unübersehbar, wie sie seit einigen Jahren für die Analyse der Beziehungen zwischen West- und Osteuropa angewandt wird.

Der Berliner Philologe Hans Richard Brittnacher arbeitet im Anschluss an Hans Blumenbergs Mythos-Konzept heraus, dass Vampirfiguren durch das Überschreiten herkömmlicher Grenzen sowohl zwischen Leben und Tod als auch zwischen Geschlechterkonzeptionen gekennzeichnet sind. Hagen Schaub geht in seiner Fallstudie über die verschnürten Särge der Familie Stockhausen im nordhessischen Trendelburg ab 1754 bis weit ins 19. Jahrhundert möglichen Einflüssen von Berichten über Vampirismus aus der Habsburgermonarchie nach. Akribisch arbeitet er heraus, dass die Sargbespannung

135

eher auf lokale Traditionen von Hexen- und Geisterglauben zurückzuführen sind als auf aus dem oberungarischen, schlesischen oder serbischen Raum beeinflussten Vampirglauben. Der Leipziger Theologe Marco Frenschkowski zeigt, wie die Vorstellung von unverweslichen Leichnamen religiöser Heiliger im Mittelalter im Vampirglauben mündete. Der südslawische Ursprung des Vampirglaubens erweist sich dabei als Produkt multipler Wurzeln wie transformierter antiker Glaubensvorstellungen, der mittelalterlichen russischen *upir*-Tradition sowie des ostkirchlich-orthodoxen Einflusses, wonach Unverweslichkeit als Folge von Dämoneneinfluss und Exkommunizierung galt. Die folgenden sechs Beiträge nehmen die Vampirismusvorfälle im serbischen Medveda in den Blick und liefern mittels einer interdisziplinären »dichten Beschreibung« produktive Interpretationen dieses bekannten, aber nicht im Detail untersuchten Phänomens.

Vlado Vlacič zeigt die Nachhaltigkeit von Vampirvorstellungen in der Region Bosnien-Montenegro-Serbien-Bulgarien, ausgehend von den Berichten des habsburgischen Militärs zu den Vorfällen in Medveda bis hin zu Interviews mit Dorfbewohnern im Jahr 2009. Vampirvorstellungen werden aus anthropologischer Sicht als wesentliche Komponente für den Zusammenhalt traditionaler ländlicher Gemeinschaften in der Region gedeutet, während der »serbisch-österreichische Transfer« zu einer Verbreitung der Vorstellungen in andere Regionen Europas führte. So wurden die Berichte über angebliche Vampirerscheinungen in Hermersdorf im Österreichischen Schlesien um die Mitte des 18. Jahrhunderts vor der Folie einer etablierten Diskurstradition wahrgenommen und stellten einen Schauplatz des geopolitischen Konkurrenzdiskurses zwischen Preußen und der Habsburgermonarchie dar, wie Bernhard Unterholzner zeigt. Die dabei deutlich gewordene Funktionalisierung des Vampirismuskurses zur Konstruktion räumlicher Stereotype zwischen Ost und West auf Grundlage der binären

Koordinaten Rationalität/Aberglauben verfolgt Oliver Hepp anhand der Dissertation des Leipziger Theologen Michael Ranfft von 1725 weiter: Die von der Aufklärung betriebene Rationalisierung des Vampirphänomens bereitete seiner Literarisierung den Weg. Aus medizinhistorischer Sicht gelingt es Christian Reiter nicht nur, die aus den amtlichen Militärberichten als rätselhaft erscheinenden gesundheitlichen Zusammenhänge rund um den Vampir-Alarm in Medveda als Milzbrandepidemie zu entschlüsseln, sondern auch die Rolle der habsburgischen Militärs als rationale Akteure der Aufklärung in Zweifel zu ziehen: Die mit finanziellen Zuwendungen einhergehenden Exhumierungen von Leichen erscheinen demnach als Motivation, Berichte zu fälschen und den mythischen Vorstellungen der lokalen Bevölkerung von offizieller Stelle Glaubhaftigkeit zuzugestehen. Transfers des von Medveda ausgehenden Vampirismuskurses erfolgten nach Lublau/Loblov im polnisch-slowakischen Grenzland der Zips im 18. Jahrhundert und in die Populärliteratur von Herbert Mayo (1846) und Hauke Kock (1998), wie die Beiträge von Thomas Bohlen und Clemens Ruthner festhalten.

Einen Schritt weiter in diesem Transferprozess führt der Beitrag von Christoph Augustynowicz, der das Blutsauger-Motiv als Metapher für soziale und ökonomische Missstände im habsburgischen Galizien untersucht. Der Topos des Blutsaugers findet sich dabei insbesondere als Beschreibung des galizischen Judentums und seiner sozio-ökonomischen als auch kulturellen Verfasstheit. Genutzt wird der Topos sowohl in pejorativen, anti-jüdischen Fremdschreibungen als auch in kritischen Selbstbildern galizisch-jüdischer Intellektueller vom ausgehenden 18. bis zum anbrechenden 20. Jahrhundert. Christa Tuczay geht aus germanistischer Sicht den gender-spezifischen Einschreibungen in die Vorstellungen von Vampirfiguren und verwandten Geister- und Hexenvorstellungen nach und verweist auf den Zusammenhang zwischen mytholo-

gischen Konjunkturen und sich wandelnden Theorien über den menschlichen Körper, namentlich Psychologie und Traumtheorie im 20. Jahrhundert. Die Schwierigkeit Transferprozesse von Vampirismuskursen zu rekonstruieren demonstriert Peter Mario Kreuter mittels einer kritischen Sichtung der entsprechenden Militärberichte im Wiener Hofkammerarchiv. Nicht nur die vom Autor ausgemachte Skartierung weiterer Bestände, sondern auch die aus den Primärquellen mitunter unsaubere Übertragung von Namen der Beteiligten führte zu Verzerrungen und Fehlinterpretationen. Ursula Reber arbeitet durch eine kulturwissenschaftlichen Lesart von Klaus Hambergers Pionierarbeit von 1992 die Bedeutung des Vampirglaubens als Element imperialer Herrschaft an der Peripherie der Habsburgermonarchie heraus und geht den Ähnlichkeiten zwischen Vampir- und Engelsfiguren nach. Niels K. Petersen, dessen Beitrag den Band beschließt, gibt Einblick in seine eigene Forschung über das Phänomen in der Habsburgermonarchie am Beispiel des Auffindens des 1706 in Olomouc/Olmütz verfassten und lange Zeit unauffindbaren Buches *Magia Posthuma* mithilfe seines Weblogs »Magia Posthuma«.

Insgesamt bietet der Band vielschichtige interdisziplinäre Blicke auf die historische Entwicklung des Vampirismusphänomens, die zahlreiche Bezüge zur Entwicklung des Denkens der Aufklärung, imperialen Verwaltungsstrukturen, der Konstruktion von Eigen- und Fremdbildern bis hin zum *mental mapping* sowie der Medizingeschichte anbieten. Deutlich wird gezeigt, wie Vampire von Metaphern des räumlichen und ethnischen *othering* zu verbindenden Elementen der global ausgerichteten Unterhaltungsindustrie des 20. Jahrhunderts wurden. Besonders hervorzuheben ist dabei das Zusammenführen von Beiträgen aus unterschiedlichen Disziplinen, die in ihrer Bündelung einen kondensierten Blick auf das vielschichtige Phänomen Vampirismus eröffnen. Damit gelingt dem Band eine kreative Nutzbar-

machung der Transferperspektive nicht nur für die Entstehungsgeschichte des Vampirphänomens und dessen Popularisierung, sondern für die Dekonstruktion der im zeitgenössischen Diskurs gezogenen Trennlinie zwischen dem »rational-aufgeklärten Westen« und dem »rückständig-abergläubischen Osten«.

KLEMENS KAPS (SEVILLA)

■ Franz Boas. Kultur, Sprache, Rasse

137

Friedrich Pöhl, Bernhard Tilg (Hrsg.), Franz Boas – Kultur, Sprache, Rasse. Wege einer antirassistischen Anthropologie, Münster (LIT Verlag) 2011, 2. Auflage, 192 S., 19,90 €

Die Rolle der Anthropologie und Ethnologie für die Entwicklung des wissenschaftlichen Rassismus stand in den letzten Jahren wiederholt im Fokus der Forschung. Den Anthropologen als Ideologen der Rassentrennung setzen die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes Franz Boas, einen Denker der »antirassistischen Anthropologie«, entgegen. Zu Ehren seines 150. Geburtstages im Jahre 2008 wurde das schmale Buch veröffentlicht, das soeben eine teilweise revidierte und um einen Artikel ergänzte zweite Auflage erfahren hat. Boas wurde 1859 in eine jüdische Kaufmannsfamilie in Minden geboren und lebte seit 1886 bis zu seinem Tod im Jahre 1942 zumeist in den USA. Boas ist eine Paradefigur der Ethnologieggeschichte, die seinerzeit von Mainstream-Ethnologen wegen seiner nicht-rassistischen Kulturtheorie als unangemessen aufgefasst wurde, heute jedoch durchaus präsent ist. Vor allem im angloamerikanischen Diskurs gilt er als Beispiel eines fortschrittlichen, seiner Zeit vorausdenkenden Forschers; im deutschsprachigen Raum ist er hingegen fast vergessen. Schwerpunkte des Buches sind seine Gedanken zum Antirassismus und sein prononcierter Deutsch-Patriotismus. Diese Schwerpunkte unterstreicht der Herausgeber Friedrich Pöhl in seiner Einleitung und

erweitert sie um eine skizzenhafte Darstellung des Boas'schen Kulturbegriffs. Pöhl unterstreicht vor allem das oft geäußerte Unbehagen des Anthropologen angesichts der rassistisch gefärbten Überlegenheitsvorstellungen: zuerst der Deutschen zu Zeiten Bismarcks, dann der weißen Amerikaner in den USA und schließlich des Nationalsozialismus. Dem »falschen Patriotismus«, wie Boas das rassistische Gesellschaftsverständnis bezeichnete, widersetzte er sich als Intellektueller auf mehrfache Art und Weise. Das hing, so Pöhl, mit seinem an Humboldt angelehnten Menschheitsgedanken zusammen. Dieses fasste Kulturen zwar als voneinander different auf, aber nicht im evolutionistischen Sinne bezogen auf deren Super- und Inferiorität. Insbesondere sprach sich Boas gegen eine Biologisierung des Kulturbegriffs aus, indem er die kognitiven Differenzen als umgebungsabhängig verstand.

Dem Verhältnis Boas' zu Deutschland sind die Beiträge von Roland Girtler und Jürgen Langerkämper gewidmet. Der erste beschreibt das Leben des Anthropologen vom aktiven Mitglied der Burschenschaft »Alemannia« zum amerikanischen, aber immer seine Deutschverbundenheit unterstreichenden Gelehrten. Sein Deutsch-Patriotismus wurde auch im Deutschen Reich bemerkt: 1935 setzte sich der Bundesleiter der Burschenschaft Andreas Bonhage bei seinen Vorgesetzten für den Verbleib Boas' in der Verbindung ein, obwohl der gesellschaftliche Druck, jüdische Mitglieder auszuschließen, bereits stark war. Boas' Patriotismus erfuhr mit Einsetzen des Nationalsozialismus einen Rückschlag, wofür er in einem bei Girtler ausführlich zitierten, 1933 verfassten, offenen Protestbrief an Hindenburg entsprechende Worte fand. Dieser Brief bildet auch das Zentrum der Ausführungen Langerkämpers über Boas' Verhältnis zu Deutschland, wie es aus der Korrespondenz mit deutschen Kollegen in den Jahren 1932/33 hervorgeht. Dabei unterstreicht er einerseits Boas' Kritik der Rassenbiologie und seinen Versuch, bedrohten Kollegen zu helfen. Andererseits

vergegenwärtigt Langerkämper anhand des sich ändernden Tones der deutschen Korrespondenzpartner Boas' die fortschreitende Radikalisierung der Intellektuellen im Reich nach der Machtübernahme Hitlers. Boas, so Langerkämper, musste sich als deutscher Patriot in dieser Situation »enttäuscht und getäuscht« fühlen.

An die Frage nach Boas' Haltung zum wissenschaftlichen Rassismus und Sozialdarwinismus schließen sich die Aufsätze von Bernhard Tilg und Lee D. Baker an, die sein Engagement für die Gleichberechtigung der Afroamerikaner in den USA beschreiben. Entgegen der führenden, auch anthropologisch motivierten Meinung, die sozial und ökonomisch als unterentwickelt angesehene Situation der Afroamerikaner resultiere aus einer rassistischen Minderwertigkeit, hielt Boas fest, dass die sozioökonomische Situation eher das Ergebnis der Sklaverei und Diskriminierung sei und verwies auf historische Errungenschaften in Afrika. Zudem sah er »Rasse« nicht als eine analytische Kategorie an, da seines Erachtens die Variationen innerhalb einer Rasse oft die Differenzen zwischen den Rassen übersteigen würden. Boas wandte sich nicht nur an die akademische Öffentlichkeit, sondern trat auch als Intellektueller in Erscheinung, was beide Autoren unterstreichen. Sein politisch linkes Engagement brachte ihn, wie Tilg betont, in Schwierigkeiten, denn ab 1920 stand er unter Beobachtung des FBI. Baker erläutert, dass sich Boas in der Frage, wie Gleichberechtigung in der Praxis aussehen solle, an William Du Bois orientierte. Während die zweite zentrale Figur der afroamerikanischen Bewegung Booker T. Washington für berufliche Bildung und langsame Reformen optierte, wollte Du Bois die ethnischen Minderheiten durch sofortige Gleichstellung im Zivilrecht, durch ihre Aufnahme an Hochschulen und die Ausbildung einer Klasse von Intellektuellen stärken.

Die Differenzen zwischen diesen beiden Ansätzen waren Boas allerdings wenig

bewusst. Wie Georg Lang unterstreicht, kann seine Abneigung gegen den wissenschaftlichen Rassismus und sein Kulturrelativismus erst als Ergebnis seiner interkulturellen Tätigkeit angesehen werden. Denn in seinen früheren Forschungen findet man sowohl Paternalismus als auch eine Verwendung von Rasse als Analysekategorie. Am Beispiel der Forschungen zum Chinook-Jargon, der an die Sprache der Chinook angelehnten Lingua franca des pazifischen Nordwestens, erläutert Lang diese Entwicklung. In früheren ethnologischen Arbeiten suchte Boas in dieser Sprache, die er durch Transkriptionen der Erzählungen seines lokalen Informanten Q'ilti erlernte, nach grammatischen Strukturen. In seinen späteren Jahren sah er in diesem Informanten einen Ethnopoeten; die Performativität des Erzählens bildet auch die Grundlage für die gegenwärtige Forschung zu dieser Sprache. Wie Lang sieht Friedrich Pöhl die frühere Feldforschung Boas' als einen kulturellen Reibungsprozess, der aus dem Utilitarismus des jungen Forschers resultierte. Dieser Utilitarismus »implizierte auch eine gefährliche Trennung zwischen Wissenschaft und Ethik«, die Pöhl bei Forschungen von Boas feststellt. Mit dem Ziel, zu »retten, was noch zu retten ist«, sammelte er (und verkaufte) Schädel und Skelette, was heute als Gräberraub und als ethisch verwerflich angesehen wird. Pöhl sieht Boas dennoch – wie auch Ludger Müller-Wille, der die frühen arktischen Forschungen Boas' untersucht – als Vorreiter der kulturellen Reflexivität und innovativen Feldforschung.

Die Problematik interkulturellen Verstehens analysiert Jutta Zimmermann am Beispiel von Zola Neale Hurston, einer afroamerikanischen Studentin von Boas. Während vor allem die Ablehnung der schriftstellerisch-emanzipatorischen Forschungen von Hurston durch den Anthropologen in den letzten Jahren zur Kritik an Boas' »unreflektiertem kulturellem Überlegenheitsgefühl« geführt hat, analysiert Zimmermann die andere Seite, und zwar die Relevanz

Boas' für die Werke der später berühmten Schriftstellerin. Mit Verweis auf Interdiskursivität sieht sie Hurstons Tätigkeit in doppelter Hinsicht von Boas beeinflusst: einerseits durch seine Anstöße, ihre Kultur als Anthropologin kennenzulernen, andererseits aber gehörten Boas und die Anthropologie generell zu einem hegemonialen, weißen und männlichen Diskurs. Erst durch dessen Ablehnung konnte sich Hurston in der afroamerikanischen Kultur verorten.

Trotz der in einigen Beiträgen offensichtlichen Hagiographie und der unterschiedlichen Qualität der Texte liefert der Band vielfältige Anknüpfungspunkte an aktuelle Debatten zum Deutschpatriotismus und zum Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik. Er bietet vor allem Studierenden und einem Nicht-Fachpublikum einen Einblick in die weniger bekannte Anthropologiegeschichte. Es gelingt den Autorinnen und Autoren dabei, das Verhältnis zwischen Zeitgeist und wissenschaftlicher Reflexion aufzuzeigen. Durch die Kontextualisierung des Lebens und der Forschungen Boas' werden die an der Schnittstelle zwischen Anthropologie und Politik geführten Rassismus-Debatten beschrieben, die gegenwärtig in der Geschichtswissenschaft heiß diskutiert werden.

JAN SURMAN (MARBURG)

■ Military Victory Parades in New York City

Sebastian Jobs, Welcome Home, Boys! Military Victory Parades in New York City 1899–1946, Frankfurt am Main/New York (Campus Verlag) 2012, 276 S., 13 Abb., 36,90 €

Im Siegeszug der sogenannten »Harlem Hellfighters« am 17. Februar 1919 auf der 5th Avenue in New York, bei dem sie von zwei Millionen Personen jubelnd empfangen wurden, zeichnete sich eine monumentale Veränderung ab: Das nur wenige Jahre zuvor von einer ähnlichen Militärparade ausgeschlossene schwarz-amerikanische Regi-

ment hatte durch seine Leistungen auf dem europäischen Kontinent während des Ersten Weltkrieges »Männlichkeit« und »Heldentum« bewiesen – und damit im nationalen Bewusstsein Ruhm und Ehre erlangt. Für einen kurzen Moment wurde nicht nur das stereotype Bild des schwarzen Mannes in der medialen Öffentlichkeit erschüttert; das Regiment förderte durch seine Teilnahme an der Militärparade vor allem auch das Selbstbewusstsein schwarzamerikanischer Männer und ihr Streben nach Inklusion in die Gesellschaft. Denn noch zwei Jahre zuvor waren William Edward Burghardt (W.E.B.) DuBois und andere Aktivisten der *National Association for the Advancement of Colored People* (NAACP) dieselbe Straße in einem Protestmarsch gegen das im Land grassierende Lynchen und die Jim-Crow-Gesetze hinunter marschiert und hatten damit auf die alltäglichen Praktiken und Auswirkungen der Segregation und Diskriminierung gegenüber ihren schwarzen Schwestern und Brüdern aufmerksam machen wollen. Dennoch, auch die Medialisierung der Militärparade der »Harlem Hellfighters« war von rassistisch aufgeladenen Darstellungen und Interpretationen geprägt – und der vermeintliche Siegeszug war nur ein Tropfen auf den heißen Stein in der langen Geschichte der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung.

Dies ist nur eines von drei ausführlichen Beispielen für die Kontinuitäten und Veränderungen der New Yorker Siegesparaden zwischen 1899 und 1946, die Sebastian Jobs in dem aus seiner Dissertation hervorgegangenen Band thematisiert. Neben der Militärparade der »Harlem Fighters« von 1919, die im Zentrum der Untersuchung steht, werden die *Dewey Land Parade* von 1899 in Anschluss an den Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1899 und die Parade der *82nd Airborne Division* nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges analysiert. Im Zeitraum zwischen dem Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1899 und dem Ende des Zweiten Weltkrieges spielten sich wichtige Veränderungen

in den auswärtigen Beziehungen der USA ab, die vor allem geprägt waren von einem Ende des Isolationismus und einer Reihe von militärischen Siegen auf internationalem Parkett. Auf der nationalen Bühne stellte diese Phase die Blütezeit der militärischen Siegesparaden in New York dar. In seinem Buch fokussiert Jobs vor allem auf die »Mikrodynamiken der Macht«, in die die Paraden eingebunden waren. Er stützt sich dabei auf die *performative theory* ausgehend von der Annahme, dass Siegesparaden »produktive Ereignisse« darstellten – oder anders ausgedrückt: Konkrete Bedeutungen wurden bei performativen Akten wie den Siegesparaden durch die Akteure und ihren Praktiken laufend hergestellt; diese Prozesse kreierten somit auch konkrete soziale Ordnungen. Eine der Stärken der performativen Theorie besteht darin, die ephemeren und kontingenten Momente sowie die situativen Konfigurationen eines Ereignisses erfassen zu können. Ein mikroanalytischer Zugang erlaube es zu verstehen, so Jobs, wie die Performanzen durch das soziale Umfeld bedingt werden, ebenso wie diese das soziale Umfeld prägen. Das Buch beantwortet nicht nur die Frage, was konkret vorgeführt wurde, sondern auch wie und für wen die Darbietungen stattfanden. Die Praktiken und Interpretationen der Beteiligten wie auch die von ihnen hervorgebrachten Symbole und Zeichen sind folglich gleichermaßen Gegenstand der Untersuchung.

Eine Analyse öffentlicher Zeremonien steht vor der Schwierigkeit, die unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten mit einbeziehen zu müssen. Obwohl man kaum von homogenen Gruppen sprechen kann, definiert der Autor aus forschungspraktischen Gründen idealtypische Gruppierungen: Dazu gehörten die Planer, die Soldaten und die Zuschauer, die alle gleichermaßen Akteure in dem Spektakel waren. Gerade auch die Zuschauer – bisher in der Forschung meist als passive Masse gezeichnet – erhalten hier gebührend Aufmerksamkeit. Den Gedanken Michel de Certeaus fol-

gend verweist Jobs auf deren aktive Rolle im Ablauf der Paraden. Die Paraden generierten somit vielfache Möglichkeiten der Partizipation und Interaktion zwischen den sich unterschiedlich beteiligenden Gruppierungen. Das Buch ist dementsprechend entlang dieser verschiedenen Gruppen und Ereignisse aufgebaut. Ein erster Hauptteil (Kapitel 3) widmet sich den Organisatoren der Paraden; ein zweiter (Kapitel 4) den Protagonisten der Paraden: den Soldaten. Ein dritter Teil (Kapitel 5) fokussiert schließlich auf die Zuschauerinnen und Zuschauer. Eine der Hauptthesen des Autors ist, dass diese Siegesparaden eine retrospektive Interpretation der Vergangenheit darstellten, die zugleich gemeinsame historische Narrative der nationalen Einheit reproduzierte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft spielten darin gleichermaßen eine wichtige Rolle. Seine Stärke ist es zu verdeutlichen, wie der Staat – eigentlich (ähnlich wie »die Nation« oder »die Kriege«) nur ein Abstraktum – erst über derartige performative Akte für das Volk je nach Perspektive unterschiedlich greifbar und identifizierbar gemacht wurde. Auch schafft Jobs es stärker als bisher existierende Untersuchungen zum Thema, die Ambiguitäten, Widersprüche und Interaktionen zu beleuchten, die diese Performanzen zu *uncertain fields of action* machten. Ebenso verweist er auf die »oszillierenden« und fließenden Rollen zwischen den verschiedenen Beteiligten, wenn etwa bei der Vorbereitung der Siegesparade für Admiral George Dewey 1899 nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg nicht nur über das Organisationskomitee, sondern auch über Leserbriefe, öffentliche Diskussionen und ähnliches auf das Geschehen Einfluss genommen wurde. Es kam auch vor, dass sich Zuschauer in die Paraden einmischten und dadurch zu einem Teil des öffentlichen Spektakels wurden.

Zwischen den frühen Paraden des 19. Jahrhunderts und den nachfolgenden der zwei Weltkriege bestanden erhebliche Unterschiede. Während bei der Parade

von 1899 noch ein einzelner Held, nämlich Admiral Dewey, zelebriert wurde, standen bei späteren vor allem ganze militärische Divisionen im Vordergrund. Zudem macht Jobs mit dem Hinweis auf die Lenkung hin zu einer stärker bürokratisierten und geschlossenen Organisationseinheit die historischen Veränderungen solcher militärischen Siegesparaden im Zuge des Ersten und Zweiten Weltkrieges besonders deutlich. Sie wurden zunehmend standardisiert, verloren für das Publikum ihren emotionalen Reiz und konnten 1945 schließlich angesichts der Komplexität und Brutalität der Kriege nicht mehr ihre ideologische Funktion erfüllen.

Die stellenweise langatmigen und sich wiederholenden theoretisch-methodischen Ausführungen sowie die manchmal eher knappen historischen Kontextualisierungen kontrastieren mit dem ansonsten sehr flüssig und spannend geschriebenen Buch. Der Vergleich zu weiteren Fallbeispielen auf dem Gebiet der *performative history* könnte für weitere Forschungen erhellend sein – gerade auch um transregionale und transnationale Momente erfassen zu können, ohne die lokalen Eigenheiten aus dem Blick zu verlieren. In diesem Sinne stellt die Studie eine methodisch reflektierte und empirisch dichte Arbeit dar, die als Referenzwerk für weitere Forschungen dienen sollte.

BARBARA LÜTHI (KÖLN)

■Arbeitslager in der DDR

Marcus Sonntag, *Die Arbeitslager in der DDR, Essen (Klartext Verlag) 2011, 408 S., 29,95 €*

Marcus Sonntag betätigt sich in seiner Arbeit zu den Arbeitslagern in der DDR in mehrfacher Hinsicht als Pionier. Er legt den Fokus erstens auf den regulären Strafvollzug in der DDR, der im Unterschied zu dem an politischen Häftlingen noch immer kaum untersucht ist, zweitens untersucht er die Sonderform des Arbeitslagers und drittens strebt er einen Vergleich mit westlichen und

internationalen Standards an, um Maßstäbe dafür zu finden, was im Strafvollzug der DDR als den Menschenrechten und den Rechten von Gefangenen abträglich beurteilt werden muss. Schon hierfür gebührt ihm Anerkennung, weil die Beurteilung der Haftpraxis in der DDR häufig vor dem Hintergrund einer idealistischen normativen Folie vorgenommen wurde und nicht im Vergleich mit der Praxis anderer Länder.

Für dieses Vorhaben hätte es einer soliden theoretischen und methodischen Grundlage bedurft, die dem Buch jedoch mangelt. Es erscheint mir nicht ausreichend, auf das Konzept der sozialen Praxis von Alf Lüdtke zu verweisen und zu betonen, man wolle einen handlungs- und akteursbezogenen Ansatz wählen. Das bedeutet nicht, dass ich diese Ansätze für falsch hielte, ganz im Gegenteil. Es wäre jedoch schon interessant zu erfahren, wie diese Ansätze adaptiert und auf den Untersuchungsgegenstand angewendet werden sollen. Kurzum, es sollte weniger um die Benennung von Autoritäten gehen als um theoretisch begründete Annahmen in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand.

Die unzureichende Konzeptualisierung erschwert Sonntag eine Kontextualisierung der Quellen und lässt ihn auch bei der Analyse unsicher werden. Viele Urteile werden gefällt, ohne dass die Kriterien ersichtlich wären, Wertungen werden aus den Quellen direkt übernommen, was in diesem Fall heißt: von der SED. Beispielsweise zitiert der Autor eine Disziplinarstatistik, in der Bedienstete des Strafvollzugs wegen Hörens von Westsendern gerügt werden, und schließt daraus, das Wachpersonal sei »inkompetent« gewesen. Darüber hinaus kommt er zu widersprüchlichen Aussagen: Wird einerseits behauptet, »das in der Literatur meist gezeichnete Bild des inhumanen, militarisierten, obrigkeitlichen Strafvollzugs« in der DDR treffe nicht zu, so schildert Sonntag die Haftpraxis andererseits genau entsprechend diesem Bild. Er hebt die militärischen Umgangs- und Grußformen hervor und beschreibt als Reaktion

auf einen kollektiven Ungehorsam, wie »in den folgenden Wochen und Monaten unter Einsatz von Faust und Gummiknüppel regelrechte Strafaktionen« gegen Häftlinge durchgeführt wurden.

Allerdings kann sich die Studie auf ein breites Quellenkorpus stützen. Als Fallbeispiele hat Sonntag die Haftarbeitslager beziehungsweise Strafvollzugskommandos in der Maxhütte Unterwellenborn und im Kalibergwerk Sollstedt in Thüringen gewählt, die beide dem regulären Strafvollzug dienten, sowie das Arbeitserziehungslager Regis in Sachsen, das dem 1961 im Gefolge des Mauerbaus in der DDR eingeführten Maßregelvollzug gegen »Asoziale« und »Arbeitsscheue« angehörte. Alle drei Lager werden breit untersucht: Sonntag beschreibt das Personal (leider kommt die Ausbildung zu kurz), die Lagergemeinschaften, die Haftbedingungen, das Lagerleben und insbesondere die Haftarbeit und ihre spezifischen Bedingungen.

Wie Sonntag zeigt, konnte die SED sich in ihrer Betonung der Arbeit als erzieherisch auf den Einzelnen einwirkenden Faktor auf einen internationalen Gefängnisdiskurs stützen, der dies nicht erst seit dem 19. Jahrhundert behauptete. Auch wenn die SED in ihrem Verständnis von Arbeit zu idealistischen Überhöhungen neigte, war die bessernde Funktion der Arbeit international anerkannt und wurde in den Gefängnissen häufig nur wegen mangelnder Möglichkeiten nicht umgesetzt. Was in der DDR als Besonderheit hinzukam, war auf Grund der Arbeitskräfteknappheit die Integration der Gefangenenarbeit in den ökonomischen Gesamtplan und die Tendenz zu einer intensiven Ausnutzung. Darüber hinaus waren die Arbeitsbedingungen desolat bis gefährlich, was sie jedoch von den Bedingungen für die freien Arbeitskräfte nur geringfügig unterschieden habe.

Zunächst war die Verlegung in ein Haftarbeitslager eine Vergünstigung, durch die Häftlinge nicht nur mehr Geld für den Einkauf besaßen, sondern einen Teil ihrer

Strafe abarbeiten konnten: Im Verhältnis zu den geleisteten Arbeitstagen verkürzte sich die Gesamtstrafzeit. Jedoch bestand aus wirtschaftlichen Gründen die Tendenz, möglichst alle Häftlinge gewinnbringend einzusetzen, wodurch sich Unterschiede zu den anderen Gefängnissen verwischten. Anfangs eingebettet in einen Reformdiskurs, der an denjenigen der Weimarer Republik anknüpfte, unterlag die Haftarbeit seit den fünfziger Jahren vorrangig der Maßgabe einer möglichst intensiven Ausnutzung ihrer Arbeitskraft. Daran änderte sich bis 1989 wenig und die Häftlinge der DDR erarbeiteten erhebliche Geldbeträge für den ostdeutschen Staat. Wie Sonntag herausarbeitet, bot jedoch gerade die Fixierung auf die Plankennziffern den Häftlingen die Möglichkeit, sich beschränkte Freiräume zu schaffen, deren subjektiver Wert angesichts der autoritären Haftpraxis nicht zu gering zu veranschlagen ist.

Zwischen 1950 und 1952 änderte sich mit der Übergabe der Gefängnisse von den Landesjustizverwaltungen an die Volkspolizei das allgemeine Haftregime. Die Volkspolizei orientierte sich an einem autoritären Konzept des Strafvollzugs, das dem Primat der Verwahrsicherheit und der Ökonomie folgte und im Umgang mit den Gefangenen auf militärische Umgangsformen und die Einhaltung strikter Disziplin setzte. Der Erziehungsgedanke verschwand, auch wenn er in normativen Texten weiterhin beschworen wurde, fast vollständig aus dem Strafvollzug der DDR. Resozialisierung war eine Tätigkeit, die der örtlichen Sozialverwaltung nach der Haftentlassung oblag.

In der Wahrnehmung der Gefangenen liegt denn auch einer der wesentlichen Unterschiede zwischen der Haftpraxis in der DDR und der im Westen, wie Sonntag betont. Gleich sie sich, soweit die defizitäre historische Forschung zu den Gefängnissen der Bundesrepublik solche Verallgemeinerungen zulässt, in den ersten beiden Jahrzehnten durchaus, so entwickelte sie sich im Westen seit Ende der 1960er Jahre hin

zu einem den Gefangenen mit seinen Rechten und menschlichen Belangen wahrnehmenden Reformvollzug, während die DDR an ihrem »paramilitärischen Arbeitsvollzug« festhielt. Zwei weitere, die Haftpraxis wesentlich bestimmende Unterschiede waren, wie Sonntag bereits in der Einleitung hervorhebt, die in der DDR vorherrschende Definition von Devianz, die andere Abweichungen kriminalisierte als im Westen, und das Bestehen einer unabhängigen Öffentlichkeit in der Bundesrepublik, zu der Häftlinge Zugang hatten, wie beschränkt auch immer dieser in der Praxis war.

Die Lektüre dieses Buchs zeigt deutlich, dass die Gefängnisregime der DDR und der Bundesrepublik Forschungsfelder sind, die noch der Bearbeitung harren. Diese sind, gerade im Vergleich, geeignet, über den engen Untersuchungsgegenstand hinaus Veränderungen im Verhältnis zwischen Staat und Bürgern und in den gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen nachzuzeichnen, die sich in anderen sozialen Bereichen weniger deutlich zeigen. Was die Studie von Sonntag letztlich so bemerkenswert macht, ist der Versuch, im systematischen Vergleich zwischen der DDR und Bundesrepublik Kriterien zu erarbeiten, die geeignet sind, über rein strukturelle Ähnlichkeiten hinaus gesellschaftliche Affinitäten zu verdeutlichen, aber auch die Unterschiede der sozialen Praxis beider Staaten deutlicher herauszuarbeiten als die recht grobe Gegenüberstellung von Diktatur und Demokratie dies erlaubt.

GERHARD SÄLTER (BERLIN)

■ Die Italien-Generation

Till Manning, Die Italien-Generation. Stilbildung durch Massentourismus in den 1950er und 1960er Jahren, Göttingen (Wallstein Verlag) 2011, 413 S., 39,90 €

Wenn es um Italienerfahrung und Italiensehnsucht geht, wird oft auf Goethes Italienreise rekurriert. Dessen Beschreibung seines Aufenthalts auf der Halbinsel wurde zum Meisterwerk der Reiseliteratur. Bekanntlich war es im 18. und 19. Jahrhundert für Sprösslinge aus adligen und gutbürgerlichen Familien *en vogue* eine Bildungsreise in den Süden zu unternehmen: Italien als Kulturland war dabei eines der beliebtesten Ziele. So entstand eine Tradition des deutschen bildungsbürgerlichen Italentourismus, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts fortbestand. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte der deutsche Italentourismus eine andere Phase. Italien blieb zwar ein Projektionsland sinnlicher Erfahrungen, doch vergrößerte sich zum einen die Quantität der Reisenden, zum anderen reduzierte sich die Prägekraft des kulturellen Arguments als Grund der Reise. Till Manning hat sich dieser Konjunktur des deutschen Italentourismus gewidmet und legt die Ergebnisse seiner Forschung in einer eindrücklichen Studie vor.

Schon im Buchtitel erscheint der Begriff »Generation«, den Manning für seine Untersuchung als analytische Kategorie verwendet. Er benutzt das Generationen-Konzept als Instrument, um das Tourismusphänomen zu erfassen. Im Untertitel bietet der Begriff »Stilbildung« das andere Schlüsselwort des Buches. Die Italiengeneration ist für Manning eine Generation, die durch Italien beziehungsweise durch ihre Italienurlaube ihren Stil bildete. Konzeptuell dient diese Konstruktion dazu, einerseits den Massentourismus als soziales Phänomen zu analysieren, andererseits »das damit einhergehende Differenzierungs- bzw. Konfliktpotenzial« aufzuzeigen. Insgesamt verfolgt

Manning das Ziel, eine Kulturgeschichte des deutschen Italentourismus in den Jahren des Wirtschaftsbooms (1950er und 1960er Jahre) zu schreiben, die ein soziologisches Instrumentarium benutzt und sich auf eine sozialgeschichtlich-empirische Grundlage stützt.

Das Buch besteht aus sieben Kapiteln plus einem Schlusskapitel; während das erste und das sechste Kapitel einen soziologischen Zugriff haben, analysieren die anderen fünf den Untersuchungszeitraum aus historischer Perspektive. Die Quellen dieser Studie sind unterschiedlicher Natur. Neben den zeitgenössischen Statistiken von deutschen und italienischen Wirtschaftsinstituten oder Tourismusämtern werden Akten lokaler sowie nationaler Institutionen herangezogen, die heute im Staatsarchiv Rimini, im Bundesarchiv Koblenz und im Politischen Archiv des Auswärtigen Amts aufbewahrt werden. Zu erwähnen ist das Material aus dem Archiv der Kurverwaltung von Riccione (Archivio dell'Azienda autonoma di Soggiorno di Riccione), dessen Beständen der Autor große Aufmerksamkeit geschenkt hat. Als Quelle zur Wahrnehmung des Italentourismus in unterschiedlichen Sektoren der Öffentlichkeit werden deutsche und italienische Zeitungen und Zeitschriften herangezogen; aufgenommen werden dabei nicht nur etablierte intellektuelle Zeitungen, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* oder *Die ZEIT*, sondern auch populäre Presseerzeugnisse und die Frauenpresse, wie *Bild* und *Brigitte*. Die Auswertung unterschiedlicher Quellenbestände und die gelungene Kombination der Ergebnisse ist sicherlich eine der Stärken des Buches von Till Manning.

Im einführenden und programmatischen ersten Kapitel weist der Autor auf die für seine Untersuchung wichtigsten theoretischen Ansätze und Modelle hin, die er unter anderem von Max Weber, Georg Simmel und Pierre Bourdieu übernimmt. Das Konzept der »Stilgeneration« dient dazu, die Positionen und Ansprüche einer post-bürgerlichen Generation einerseits und den Tou-

rismus als Massenphänomen andererseits zu erklären. Im Zentrum des zweiten Kapitels steht eine historisch-empirische Darstellung der Entwicklung des Massentourismus in der Bundesrepublik Deutschland. Im ersten Teil dieses Kapitels rekonstruiert Manning die Vorgeschichte des Massentourismus in der Zeit des Kaiserreichs und des Nationalsozialismus. Im zweiten Teil untersucht er den Massentourismus der frühen Bundesrepublik und geht insbesondere auf soziale, kulturelle und (internationale) politische Auseinandersetzungen ein, die vor allem durch den Umgang von deutschen Touristen mit den Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und durch ihr Verhalten in den Urlaubsländern ausgelöst wurden.

Das dritte und das vierte Kapitel rücken Italien in den Mittelpunkt und widmen sich der Halbinsel als Urlaubsland. In ihnen werden die (Vor-)Geschichte des deutschen Italentourismus, seine Formen und die statistischen Daten des Phänomens analysiert. Besonderes Augenmerk legt Manning auf das deutsche Italienbild, das sich auch in den Medien immer mehr manifestierte. Zu Recht stellt der Autor heraus, dass die große Italienbegeisterung Grund und Folge des Italienurlaubs war. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass die Begeisterung für Italien und die »räumliche Erfahrung« des Landes nicht ausreichen, um ein besseres Verständnis zwischen Deutschen und Italienern zu fördern. Der Massentourismus verstärkte eher Vorurteile und bestätigte Klischees. Das von Manning skizzierte Italienbild schließt viele Aspekte ein, die von amourösen Abenteuern am Strand bis zu den nach Deutschland ausgewanderten Gastarbeitern reichen.

Im fünften Kapitel wird anhand des Fallbeispiels Rimini der Urlaubsstil einer »Italiengeneration« analysiert. Die Adriaküste avancierte in der Nachkriegszeit zum beliebten Ziel des internationalen, insbesondere des deutschen Tourismus. Als Urlaubsort war Rimini bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etabliert, weshalb er

sich gut als empirisches Forschungsfeld für eine Untersuchung des deutschen Italentourismus eignet. Manning legt eine qualitative und quantitative Analyse zum Rimini-Urlaub vor, wobei er sich besonders für die Gestaltungselemente des Urlaubsstils der 1950er und 1960er Jahre interessiert. Im sechsten Kapitel wird die soziologische Diskussion nachgezeichnet, in deren Zentrum die Bewertung des Massentourismus in Rimini als soziales Phänomen stand. Die Kritik des intellektuellen Milieus am Massentourismus, die sich gegen die Verdrängung der Tradition der bildungsbürgerlichen Italien-Reise durch den konsumorientierten Stil einer neuen Generation richtete, ordnete Manning dabei in eine breitere Strömung der Kritik an der Massenkonsumgesellschaft ein.

Die Verwendung des Generationenkonzepts leuchtet bei der Lektüre des Buches durchgehend ein; die Generation bildet sich in der Zeit als Stilgeneration. Der Begriff »Stilbildung« hingegen bleibt etwas undeutlich. Was sich als (generationsbedingte) Stilbildung erwies und wie diese konnotiert war, sind Hauptfragen der Untersuchung und hätten präziser artikuliert werden sollen. Insgesamt bietet Till Manning mit diesem Buch einen wichtigen Beitrag zur Forschung über die Geschichte der Bundesrepublik und über die deutsch-italienische Zeitgeschichte. Die Stärke des Buchs liegt darin, die deutsch-italienische Zeitgeschichte aus einem thematisch innovativen Blickwinkel zu betrachten. Wünschenswert wäre es dennoch gewesen, der Frage nachzugehen, ob das »Italien-Bild« der Deutschen spezifisch war. Italien war schließlich ein beliebtes Urlaubsland nicht nur für deutsche Touristen. Wie haben etwa amerikanische oder französische Touristen Italien als Urlaubsland und die Italiener wahrgenommen? Ein schmaler Exkurs in diese Richtung hätte die Perspektive des Buches etwas erweitern können.

NICOLA CAMILLERI (BERLIN)

■ Kubaner in Angola. Süd-Süd-Kooperation und Bildungstransfer 1976–1991

Christine Hatzky, *Kubaner in Angola. Süd-Süd-Kooperation und Bildungstransfer 1976–1991 (Studien zu Internationalen Geschichte; Bd. 28), München (Oldenbourg) 2012, 276 S., 14 Abb., 64,80 €*

146

In der Analyse postkolonialer Gesellschaften auf dem afrikanischen Kontinent fehlt es in den allermeisten Fällen an dringend notwendigen Einzelstudien, an innovativen Forschungskonzepten sowie an einer weiterführenden Methodenreflexion. Über die Kontinuitäten nachkolonialen europäischen Engagements im subsaharischen Afrika sind eine ganze Reihe an eher allgemeinen Interpretationen verfügbar – diese ersetzen freilich nicht eine systematische und empirisch fundierte Untersuchung. Mit der Verlagerung globaler Produktionsprozesse und Warenströme sowie politischer Einflusszentren nach 1989 hat sich das Interesse an Aktivitäten von nichteuropäischen Regierungen und ökonomischen Akteuren in Regionen des »globalen Südens« verstärkt. So erhalten sowohl chinesische Aktivitäten als auch jene von nordafrikanischen oder im Mittleren Osten angesiedelten Regierungen und Organisationen Aufmerksamkeit. Die entsprechenden Studien fallen jedoch, sofern sie die ersten drei postkolonialen Jahrzehnte im subsaharischen Afrika betreffen, eher durch ihren deskriptiven Charakter auf. Netzwerke zwischen dem südlichen Amerika und dem afrikanischen Kontinent, wie sie vor allem in jüngerer Zeit an Bedeutung gewonnen haben, fehlen in dieser Perspektive historischer Forschung noch vollständig.

Angesichts dieser Ausgangslage stellt Christine Hatzkys Monographie eine Pionier- und Modellstudie dar. Die Autorin wählt für ihre Betrachtung einer »Süd-Süd-Kooperation« den Fall der zivilen kubanischen Unterstützung des linksgerichteten *Movimento Popular de Libertação de Angola*

(MPLA). Der MPLA kontrollierte zwischen 1975 und 1991 die Hauptstadt Luanda und den größeren Teil des angolanischen Territoriums und konnte es gegen Herausforderungen vor allem durch die zweite politisch-militärische Bewegung im Land, die *União Nacional para a Independência Total de Angola* (UNITA), und die Militärmacht des südafrikanischen Apartheidregimes verteidigen. Etwa 50.000 kubanische Zivilisten und vermutlich weit über 300.000 Soldaten waren in dem Analysezeitraum in der ehemaligen portugiesischen Kolonie tätig. Die kubanischen Missionen in Angola lassen sich auf der einen Seite als ein spezifisches Element des Kalten Krieges betrachten, aber sie gehen fraglos weit über diese Einordnung hinaus. Folgerichtig legt Christine Hatzky den Fokus auf ihre sozialhistorische Rolle. Ihre Untersuchung der Präsenz kubanischer »Experten« – von Lehrern, Professoren, Mediziner und Technikern sowie von studentischen Brigaden – auf angolanischem Boden ist ein hervorragendes Beispiel für die empirisch gestützte Betrachtung der transnationalen Zusammenarbeit antikolonial orientierter Eliten. Es ermöglicht unter anderem die Überprüfung der Umsetzung antiimperialistischer und internationalistischer Identifikationsangebote und Rhetorikmuster in der lokalen Praxis und gibt Aufschluss über die Rückwirkung der Erfahrungen von TeilnehmerInnen der »Süd-Süd-Kooperation« auf die Ausgangsgesellschaft.

Christine Hatzky bietet dabei eine ansprechende Quellenbasis eines Typs, wie er in dieser Form in der gesamten Historiographie des postkolonialen Afrikas sicherlich äußerst selten genutzt worden ist. Ihr gelingt es, sowohl schwierig zugängliches Schriftmaterial aus dem angolanischen Erziehungsministerium (*Ministério da Educação*) als auch kubanische Archivquellen zu erschließen. Dazu kommt eine anspruchsvolle Befragung von 139 ZeitzeugInnen, was ein beachtliches Sample repräsentiert.

Die Studie beschreibt zunächst die komplizierte soziale Realität der Etablierung

des MPLA in Luanda und betrachtet den Bedarf an externer Hilfe, welchen die Regierung Agostinho Neto – die MPLA-Regierung von der Unabhängigkeit Angolas 1975 bis zum Tode Neto 1979 – beim Ausbau sozialer Infrastruktur hatte. Die Politik zur Deckung dieses Bedarfes durch zivile und militärische Hilfe aus Kuba wird in den Zusammenhang der internationalistischen Ideologie in der kubanischen Gesellschaft unter dem Castro-Regime gestellt. Im Folgenden diskutiert Christine Hatzky die Einsetzung kubanischer LehrerInnen im Zuge einer parallel entstehenden »kubanischen Zivilverwaltung« in Angola sowie den Versuch, neuere pädagogische Konzepte einzuführen. Allerdings wick die Nachhaltigkeit in der Heranbildung neuen angolanischen Lehrpersonals bald einer langfristigen Politik des Einsatzes von kubanischen Lehrkräften vor allem in den oberen Klassenstufen. Es gab auch Bemühungen, angolanische Internatsschüler in Kuba selbst auszubilden, vor allem im Rahmen der Strukturen der *Isla de la Juventud*. Dabei handelte es sich um eine Internatsstruktur, die in den 1980er Jahren ständig über 3.000 angolanische SchülerInnen neben Jugendlichen aus einer Reihe anderer Staaten beherbergte; Zugang zu einem Sekundarschulabschluss und Aufnahme in kubanische Universitäten in der Folge des Schulaufenthaltes waren freilich nur für politisch genehme Jugendliche möglich. Hatzky zeigt darüber hinaus, wie der MPLA die kubanische Kooperations-Elite zur Stabilisierung seiner Herrschaft jenseits von Luanda nutzte. Für alle diese Prozesse betrachtet die Autorin ihr Zusammenspiel mit Mechanismen von Kontrolle und Repression und analysiert die Konflikte zwischen angolanischen Kadern und ihren kubanischen Kollegen, die die Beziehungen kennzeichneten.

Die Erinnerung an die Angola-Missionen auf Grundlage des umfangreichen Interviewsamples stellt das Herzstück der Monographie dar. Durch die Diskussion von mündlich präsentierter Erinnerung, vor

allem von Seiten des kubanischen Zivilpersonals, vertieft die Autorin eine Reihe von Aspekten, die in der offiziellen kubanischen Erinnerung keinen Platz haben und die auch in Studien zu nachkolonialen transnationalen Prozessen von Zusammenarbeit kaum Beachtung gefunden haben. Zu diesen gehört der starke Einfluss von negativen Stereotypen, welche bei den befragten Personen gegenüber ihren angolanischen SchülerInnen und KollegInnen vorhanden waren. Bei allen Kontakten mit der angolanischen Bevölkerung und auch im Licht von Freundschaften und sexuellen Beziehungen, welche die Autorin zu identifizieren vermag, scheinen die Missionen für die kubanischen Informanten doch eher eine korporative Gemeinschaftserfahrung innerhalb der Gruppe des kubanischen Personals selbst dargestellt zu haben. Diese Konzentration auf die eigene Gruppe wurde durch die traumatische Erfahrung, auf von Krieg, Gewalt und Sabotage umgebenen »Inseln« zu wirken, noch verfestigt. Deshalb stärkte die Mission auf angolanischem Boden innerhalb der Gruppe den emotionalen Bezug zur Heimatgesellschaft.

Es wäre wünschenswert gewesen, die gewonnenen Ergebnisse noch stärker in eine sozialhistorische Diskussion vergleichender und eventuell sogar globalgeschichtlicher Betrachtungen von ähnlichen Kooperationsprozessen einzubetten. So wäre es interessant, andere Erfahrungen des Kontakts zwischen afrikanischen Eliten, aber auch von (vor allem urbanen) Bevölkerungen unter kolonialer Herrschaft, mit Personen westindischer Herkunft in Betracht zu ziehen. Hier würden sowohl westindisches Personal in kolonialen Verwaltungsstrukturen, als auch antikoloniale Mobilisierungsprozesse sowie transatlantische und panafrikanische Netzwerkbildung für das 19. und 20. Jahrhundert eine Reihe von Vergleichsmöglichkeiten bieten. Aus den Ergebnissen eines solchen Vergleiches wären zusätzliche interessante Ergebnisse in der Langzeitperspektive zu erwarten. Des Weiteren könnte

man der Studie eine relativ starke Tendenz vorhalten, die kubanische Sichtweise und die Effekte der Mission vor allem auf kubanische Lebensbiographien und soziale Auffassungen in der kubanischen Gesellschaft in den Vordergrund zu stellen. Eine Veränderung des Forschungsdesigns, welches die Auswirkungen der sozialen Effekte von Kooperation auf die angolanischen Bevölkerungen noch stärker und auf noch mehr empirischem Datenmaterial basierend herausgearbeitet hätte, ist jedoch schwierig zu leisten. Solche Anmerkungen sind denn auch gegenüber der Forschungsleistung Christine Hatzkys von geringem Gewicht. Ihre Studie bietet SpezialistInnen in der Erforschung des postkolonialen Afrikas ebenso neue Wege wie HistorikerInnen und SoziologInnen, welche die Auseinandersetzung mit dem internationalistischen Gedächtnis in der kubanischen Gesellschaft suchen.

ALEXANDER KEESE (BERLIN)